
De Discidio in Caveam

TEIL II

Nico Ulrich

Inhaltsverzeichnis

PROLOG.....	4
Kapitel V: Die Ablenkungsmaschine.....	6
Die vier Einwände der Bequemlichkeit.....	11
Das Betriebssystem der Akkumulation.....	19
Die Ökonomie.....	31
Die Politik.....	38
Die Medien.....	49
Das Bildungssystem.....	62
Die Familie.....	88
Kapitel VI: Der Mythos vom Fortschritt.....	102
Die Geburt des Fortschritts.....	105
Der technologische Fortschritt.....	114
Der wirtschaftliche Fortschritt.....	133
Der moralische Fortschritt.....	139
Der politische Fortschritt.....	148
Der soziale Fortschritt.....	155
Die Wissenschaft als Priesterschaft.....	162
Der persönliche Fortschritt.....	170
Kapitel VII: Die Tyrannei der Positivität.....	181
Der Imperativ des Glücks.....	183
Die Medikalisierung des Leidens.....	186
Die Ächtung der Klage.....	193
Die Dankbarkeitsfalle.....	199

Die Selbstoptimierung als Flucht.....	204
Die Stille nach dem Lächeln.....	210
EPILOG.....	214

PROLOG

Der erste Teil dieses Buches endete mit einer Diagnose. Er sezierte die Ur-Trennung, verfolgte ihre Spuren durch die Geschichte, kartographierte ihre Einschreibungen in den individuellen Körper, das neuro-endokrine Grundrauschen, das dysregulierte Belohnungssystem, die kognitive Last, den zerrütteten Schlaf, die somatische Falle. Er endete mit der Feststellung, dass all dieses Leiden kein privates Schicksal ist, sondern das Produkt einer Lebensform, die den Menschen gegen seine eigene biologische Bestimmung stellt.

Ich habe diese Diagnose nicht im Elfenbeinturm geschrieben. Ich habe sie im Lärm gelebt, den ich jetzt benenne. Die Erschöpfung, die Leere, das neuro-endokrine Grundrauschen, ich kenne sie aus eigenem Fleisch. Das befreit mich nicht von der Verstrickung, aber es gibt mir das Recht zu sprechen.

Was nun folgt, ist der Schritt von der Innenansicht des Leidens zur Außenansicht seiner gesellschaftlichen Produktionsbedingungen. Wenn die Diagnose von Teil I richtig ist, dann ist das Individuum nicht der primäre Ort des Versagens, es ist der Ort, an dem die Wunde blutet. Die Ursachen liegen anderswo, in den Strukturen, die den Alltag formen, in den unsichtbaren Zwängen, die die Sehnsüchte kanalisieren, bevor sie überhaupt bewusst werden können.

Teil II wird diese Strukturen freilegen. Er wird die Gesellschaft nicht durch die Brille ihrer eigenen Selbstbeschreibungen betrachten, sondern als das, was sie in Wahrheit ist: eine Maschinerie, deren Zweck nicht das Wohl ihrer Mitglieder ist, sondern die Aufrechterhaltung ihrer eigenen Betriebsamkeit. Eine Maschinerie, die ein System von Ablenkungen entwickelt hat, das so perfekt funktioniert, dass ihre Insassen die Ketten für Freiheit halten, die monoton kreisenden Rädchen für Fortschritt und die allgegenwärtige Erschöpfung für ein Zeichen von Bedeutung.

Dieser Teil wird nicht schonender sein als der erste. Er wird die Illusionen, auf denen unsere Zivilisation ruht, nicht als gut gemeinte Irrtümer, sondern als Notwendigkeiten eines Systems entlarven, das sich selbst am Laufen halten muss. Denn der Riss, den Teil I freigelegt hat, verläuft nicht nur durch den Einzelnen, er verläuft durch die gesamte Architektur der Moderne.

Die Tür zu Teil II steht offen. Hinter ihr liegt der Maschinenraum. Folge mir.

Kapitel V: Die Ablenkungsmaschine

Der zweite Teil dieses Manifests hat uns an eine Schwelle geführt, die schmäler ist als ein Messerrücken: Die Diagnose des Leidens, die wir in Teil I seziert haben, die Ur-Trennung, das evolutionäre Missverhältnis, die sechs Epidemien der Normalität, all diese Befunde bleiben nutzlose Kuriositäten einer abstrakten Philosophie, solange wir uns weigern, den Blick von den Symptomen auf die Ursachen zu richten. Die Ursachen liegen nicht im Individuum, sondern in der Welt, die es umgibt, in den Strukturen, die seinen Alltag formen, in den unsichtbaren Zwängen, die seine Sehnsüchte kanalisieren, bevor sie überhaupt bewusst werden können.

Der Mensch leidet nicht an einem privaten Defekt seiner Psyche, sondern an einer fundamentalen Fehlplatzierung in einer Umwelt, für die seine evolutionäre Hardware nicht gebaut wurde. Wenn diese Einsicht mehr sein soll als eine akademische Floskel, dann müssen wir den Schritt von der Innenansicht des Leidens zur Außenansicht seiner gesellschaftlichen Produktionsbedingungen wagen. Dieser Schritt führt unweigerlich zu der Frage, die im Zentrum dieses Kapitels steht: Was ist die Gesellschaft, in der wir leben, wenn wir sie nicht durch die Brille ihrer eigenen Selbstbeschreibungen betrachten, sondern als das, was sie in Wahrheit ist, eine Maschinerie, deren Zweck nicht das Wohl ihrer Mitglieder, sondern die Aufrechterhaltung ihrer eigenen

Betriebsamkeit ist? Eine Maschinerie, die ein System von Ablenkungen entwickelt hat, das so perfekt funktioniert, dass seine Insassen die Ketten für Freiheit halten, die monoton kreisenden Rädchen für Fortschritt und die allgegenwärtige Erschöpfung für ein Zeichen von Bedeutung.

Man muss hier eine Unterscheidung treffen, die das gesamte Kapitel trägt: Die Ablenkungsmaschine ist kein Plan. Niemand hat sie entworfen, niemand steuert sie bewusst, niemand sitzt in einem Kontrollraum und justiert die Dosis der Betäubung für die Massen. Sie ist ein emergentes System, das unbeabsichtigte, aber unausweichliche Produkt von Jahrtausenden menschlichen Handelns, das sich längst von seinen Urhebern gelöst hat und nach einer eigenen Logik operiert. Die Apparate, die dieses Kapitel beschreibt, Ökonomie, Politik, Medien, Bildung, Familie, sind nicht von jemandem erfunden worden. Sie sind gewachsen, haben sich verfestigt, wurden weitergegeben, optimiert, bis sie heute so selbstverständlich wirken wie die Luft zum Atmen. Und genau darin liegt ihre Macht: Sie brauchen keinen Architekten, um zu funktionieren. Sie funktionieren von selbst, solange die Menschen in ihnen gefangen sind.

Die Zoochosis, von der in den vorangegangenen Kapiteln die Rede war, ist hier nicht mehr nur der Zustand des einzelnen gefangenen Wesens, sie ist zur Architektur geworden. Nicht das stereotype Schaukeln eines einsamen Affen im Zoo, sondern ein ganzes Gehäuse aus Verhaltensweisen, Institutionen und Selbstverständlichkeiten, die alle demselben Zweck dienen: den Riss nicht spüren zu müssen. Die

Ablenkungsmaschine ist die Beschäftigungstherapie der Zivilisation, aber sie ist mehr als das. Sie ist der Spiegel, in dem der gefangene Mensch sich selbst als frei erblickt, das Labyrinth, in dem jede Wendung ins Freie tiefer ins Innere führt, die Klimaanlage, die den Gestank der eigenen Verwesung mit dem Duft von Morgenfrische überdeckt.

Bevor wir diese Maschinerie betreten können, müssen wir uns einen Moment vor ihrer Tür aufhalten und auf das Klopfen horchen, das aus ihrem Inneren dringt, ein vielstimmiges Gemurmeln, das wie tausend Rechtfertigungen klingt, wie tausend kleine Schutzbehauptungen, die uns davon abhalten sollen, die Klinke herunterzudrücken. Dies sind die vier Einwände der Bequemlichkeit: der Einwand des Gefühls, der Einwand der Geschichte, der Einwand der Alternativlosigkeit und schließlich der Einwand der Arroganz. Wir werden uns diesen vier Einwänden im ersten Unterkapitel stellen, nicht um sie mit triumphierendem Gestus zu zerquetschen, sondern um sie ernst zu nehmen. Sie sind nicht einfach dumme Ausreden, sondern die legitimen Schutzmechanismen eines Bewusstseins, das sich vor der Zumutung einer Wahrheit schützt, die zu ertragen es nicht gelernt hat.

Wenn wir diese Einwände für einen Moment beiseitelassen und unseren Blick durch die halb geöffnete Tür in den Maschinenraum werfen, erkennen wir zunächst ein großes, dunkles, rhythmisch atmendes Gebilde, das Betriebssystem der Ablenkungsmaschine, jene unsichtbare Grammatik, nach der die Sätze unseres Lebens gebaut werden, ohne dass

wir die Regeln jemals gelernt hätten. Dieses Betriebssystem heißt Akkumulation. Ein Wort, das so abstrakt klingt, dass es beinahe harmlos wirkt, obwohl es die treibende Kraft ist, die jeden Aspekt des modernen Lebens durchdringt, von der Art, wie du deine Zeit verbringst, bis zur Struktur deiner tiefsten Sehnsüchte. Was es bedeutet, in einer Gesellschaft zu leben, deren Motor nicht die Sättigung von Bedürfnissen, sondern die endlose Vermehrung von Kapital ist, das werden wir im zweiten Unterkapitel untersuchen.

Von diesem dunklen, pulsierenden Zentrum aus laufen dicke, metallene Rohre in verschiedene Richtungen, jedes mit einem eigenen Klang, einer eigenen Art, die Energie der Akkumulation in alltägliche Ablenkungen zu übersetzen. Das erste Rohr führt in die Sphäre der Ökonomie: das monotone Stampfen von Millionen Füßen in Fabriken und Großraumbüros, das Klicken von Tastaturen, das Surren von Förderbändern, und über allem die Stimme, die dir sagt, dass Arbeit nicht der Preis, sondern der Sinn des Daseins sei. Das zweite Rohr mündet in die Politik, doch der Klang ist seltsam hohl und verzerrt: Du hörst Worte wie "Freiheit" und "Demokratie", aber sie scheinen von einer unsichtbaren Hand aus einem immer gleichen Repertoire zitiert, während die eigentlichen Entscheidungen in Räumen fallen, zu denen keine Rohre führen. Das dritte Rohr, das dickste, trägt den Namen der Medien, ein ständiges, überwältigendes Rauschen aus Nachrichten, Bildern, Empörungen, Skandalen und Werbespots, so laut, dass es jedes eigene Denken übertönt. Das vierte Rohr, schmaler und kälter, führt in das

Bildungssystem: das monotone Sirren deiner eigenen Schulzeit, die Stimme, die dir beibrachte, dass dein Wert sich in Noten bemisst und Fragen, die nicht im Lehrplan stehen, besser ungestellt bleiben. Das fünfte Rohr schließlich, scheinbar das wärmste, führt in die Familie, doch der Klang ist nicht Gelächter, sondern ein leises, hohes Fiepen, der Ton einer überlasteten Maschine, die mehr leisten muss, als sie konstruiert wurde: die Familie als letzte, überforderte Bastion des Sinns in einer Gesellschaft, die alle anderen Gemeinschaftsformen zerfallen ließ.

Dies sind die fünf großen Apparate, Ökonomie, Politik, Medien, Bildungssystem und Familie, und jedes Unterkapitel wird einen von ihnen sezieren, wird zeigen, wie er die Energie der Akkumulation in alltägliche Ablenkung übersetzt. Doch am Ende des Kapitels werden wir auf ein sechstes Rohr stoßen, das sich von allen anderen unterscheidet, weil es nicht von außen in uns hineinführt, sondern von innen nach außen, ein dünnes, fast unsichtbares Kabel, das direkt in deiner Hosentasche endet, in deinem Daumen, der unablässig über das Glas des Smartphones scrollt. Dies ist der digitale Doppelgänger der Ablenkungsmaschine, die Symbiose, in der du nicht mehr gezwungen wirst, dich abzulenken, sondern es selbst willst, mit einer Inbrunst, die jede Peitsche überflüssig macht.

Bevor wir so weit gehen, bleiben wir auf der Schwelle stehen. Was uns erwartet, ist keine angenehme Lektüre. Es ist der Geruch von heißem Öl und verbrannten Hoffnungen, das grelle Licht der Bildschirme, das monotone Stampfen,

das sich in den Knochen festsetzt. Aber es ist auch die einzige Möglichkeit, wenn man nicht weiter im Schlaf bleiben will: die Maschine sehen, wie sie ist, ohne ihre selbstgemalten Blümchentapeten, ohne die sanfte Musik, die ihren Lärm übertönen soll, ohne die freundlichen Schilder, die "Freiheit" heißen und in Wahrheit "Arbeit" bedeuten. Dieses Kapitel wird dir den Spiegel vorhalten, in dem du die Strukturen erkennen wirst, die dich formen, nicht um dich zu lähmen, sondern um dir die Wahl zu nehmen, so zu tun, als wüsstest du nichts. Denn wer die Rädchen einmal gesehen hat, kann sich nicht mehr einreden, sie seien nur ein Traum.

Die vier Einwände der Bequemlichkeit

Bevor wir uns in die dunklen, von heißem Öl durchtränkten Gänge der Ablenkungsmaschine begeben, müssen wir uns einem Hindernis stellen, das nicht aus Stein oder Stahl besteht, sondern aus etwas viel Weicherem, viel Heimtückischerem: den stillen, oft unbewussten Sätzen, die der moderne Mensch sich selbst und anderen entgegenhält, sobald jemand die Funktionsweise seiner Gesellschaft in Zweifel zieht. Diese Sätze sind keine feindlichen Angriffe von außen, die man mit scharfer Logik zerfetzen könnte; sie sind das sanfte, fast liebevolle Flüstern des eigenen Gewissens, das sich selbst beruhigen will, die Wahrheit nicht erträgt und deshalb nach Gründen sucht, sie gar nicht erst hereinzulassen. Wir nennen sie die vier Einwände der Bequem-

lichkeit, nicht, weil sie bequem zu widerlegen wären, sondern weil sie genau jene Bequemlichkeit schützen, die das System bietet, und deshalb mit der ganzen sanften Gewalt des Gewohnten verteidigt werden.

Der erste Einwand: "Aber ich fühle mich doch gar nicht gefangen." Wer diesen Satz ausspricht, und wer hat ihn nicht schon selbst gedacht, in einer stillen Minute, in der die Diagnose der Heimatlosigkeit allzu nah kam, der beruft sich auf die unmittelbare Evidenz des eigenen Erlebens. Ich fühle mich nicht gefangen, also bin ich es nicht. Was soll dieser ganze düstere Alarmismus, ich stehe doch morgens auf, gehe zur Arbeit, treffe Freunde, schaue einen Film, und dazwischen fühle ich mich mal gestresst, mal gelangweilt, mal zufrieden, aber niemals wie ein Gefangener. Wo sind die Ketten? Wo die Wärter? Wo die Zelle?

Diesem Einwand müssen wir mit einer gewissen Demut begegnen, denn er hat recht, zumindest mit dem, was er direkt aussagt. Der moderne Mensch fühlt sich tatsächlich nicht gefangen, so wenig wie ein Fisch im Aquarium sich gefangen fühlt, solange das Wasser sauber ist und die Glasscheiben so durchsichtig sind, dass er die Welt dahinter für erreichbar hält. Das Gefühl der Gefangenschaft setzt voraus, dass man eine Vorstellung von Freiheit hat, die über das Gewohnte hinausgeht. Wer nie etwas anderes gekannt hat als das Aquarium, wird das Aquarium für den Ozean halten. Die Ablenkungsmaschine ist gerade deshalb so perfide, weil sie nicht mit groben Ketten arbeitet, sondern mit einer sanften, allgegenwärtigen Einrichtung des Alltags, die

sich so natürlich anfühlt wie die Luft zum Atmen. Der Fisch spürt das Wasser nicht, aber das Wasser ist dennoch sein Gefängnis, wenn es ihn daran hindert, an Land zu gehen. Die Frage ist nicht, ob du dich gefangen fühlst, die Frage ist, ob du den Horizont siehst, der jenseits deiner täglichen Runden liegt, und ob du jemals versucht hast, dorthin zu gelangen. Wenn du es nicht versucht hast, woher willst du dann wissen, dass du nicht gefangen bist? Der Einwand des Gefühls ist kein Argument gegen die Existenz des Gefängnisses; er ist nur ein Beleg dafür, wie gut das Gefängnis gebaut ist. Und mehr noch: Er ist selbst ein Symptom der Krankheit, die er zu leugnen versucht. Das Gefühl, nicht gefangen zu sein, ist nicht das Gefühl des freien Menschen, es ist das Gefühl des perfekt angepassten Sklaven, der seine Sklaverei für Normalität hält.

Der zweite Einwand: "Im Vergleich zu früheren Generationen geht es uns doch gut." Auch dieser Satz ist nicht einfach falsch, und genau das macht ihn so wirksam. Die Lebenserwartung ist gestiegen, die Säuglingssterblichkeit gesunken, der materielle Wohlstand hat sich vermehrt, die medizinische Versorgung ist besser, die Rechte sind umfassender, die Gewalt ist geringer, all das sind Errungenschaften, die niemand ernsthaft bestreiten wird. Aber der Einwand der Geschichte übersieht etwas Entscheidendes: Die Krankheit, von der wir sprechen, hat nicht erst mit der Moderne begonnen. Auch das Mittelalter war bereits von der Ur-Trennung befallen, nicht so radikal wie die Gegenwart, aber tief genug, um die Menschen zu Ablenkungen zu

treiben, die wir heute als Religion, Feudalhierarchie oder höfische Minne beschreiben würden. Der Bauer im Mittelalter hatte ein kurzes, hartes, von Hunger und Gewalt bedrohtes Leben, aber er war nicht etwa gesund, nur weil er keine Smartphones hatte. Auch er war aus dem Strom des Willens gefallen, auch er suchte nach Betäubungen. Der Unterschied zwischen ihm und uns ist nicht der zwischen Gesundheit und Krankheit; es ist der zwischen einer Krankheit im frühen Stadium und derselben Krankheit im fortgeschrittenen, metastasierenden Zustand.

Wer sagt: "Uns geht es besser als früheren Generationen", der vergleicht nicht Gesundheit mit Krankheit; er vergleicht einen kranken Menschen mit einem noch kränkeren und schließt daraus, dass der erste gesund sei. Das ist ein logischer Fehlschluss, so offensichtlich wie der, dass ein Fieber von 38 Grad keine Krankheit sei, weil es gestern noch 40 waren. Der Einwand der Geschichte ist kein Argument gegen die Diagnose; er ist ein Argument für die Chronifizierung der Krankheit. Er zeigt, dass das Leiden nicht verschwunden, sondern nur anders geworden ist, und dass wir uns mit dieser Andersartigkeit so sehr arrangiert haben, dass wir sie für Gesundheit halten.

Der dritte Einwand: "Es gibt keine Alternative zum System." Dies ist der vielleicht mächtigste aller vier Einwände, weil er sich nicht auf Gefühle oder historische Vergleiche stützt, sondern auf eine scheinbar realistische Analyse der Machtverhältnisse. Der Kapitalismus ist das einzige Spiel in der Stadt; alle Versuche, ihn zu überwinden, sind an der

Komplexität der modernen Welt oder an der menschlichen Natur gescheitert; wer das System kritisiert, mag im Recht sein, aber er verschwendet seine Energie, weil es nichts gibt, wohin man fliehen könnte. Dieser Einwand ist so stark, weil er einen wahren Kern hat, tatsächlich gibt es keine fertige, erprobte Alternative, die einfach nur umgesetzt werden müsste, und tatsächlich sind viele Versuche, andere Gesellschaftsformen zu errichten, in Katastrophen geendet. Aber der Einwand der Alternativlosigkeit zieht aus dieser Wahrheit einen falschen Schluss. Dass es keine fertige Alternative gibt, bedeutet nicht, dass es keine mögliche Alternative gibt; es bedeutet nur, dass wir sie noch nicht gefunden haben. Und dass wir sie noch nicht gefunden haben, bedeutet nicht, dass wir aufhören dürfen zu suchen.

Der Einwand der Alternativlosigkeit ist die intellektuelle Kapitulation vor der Komplexität, der bequeme Rückzug in die Behauptung, dass alles, was ist, auch sein muss, weil es nicht anders sein kann. Er verwechselt die Schwierigkeit des Auswegs mit der Unmöglichkeit des Auswegs. Wer sagt, es gebe keine Alternative, hat aufgehört zu denken, und wer aufgehört hat zu denken, hat sich entschieden, die vorhandenen Verhältnisse nicht nur zu ertragen, sondern zu bejahen. Das ist sein gutes Recht, aber es ist kein Argument. Auch dieser Einwand ist ein Symptom der Krankheit. Der Gefangene, der glaubt, dass es keine andere Zelle gibt, wird nicht versuchen auszubrechen, nicht weil die Tür ver-

geschlossen wäre, sondern weil er nicht mehr an die Existenz eines Flurs glaubt. Der Einwand der Alternativlosigkeit ist die innere Zustimmung zur eigenen Unmündigkeit, verpackt in die Sprache der Sachlichkeit.

Der vierte Einwand: "Ihr Philosophen redet nur, während andere arbeiten." Dieser Einwand ist der persönlichste und verletzendste, weil er nicht die Sache, sondern die Person des Kritikers angreift. Wer ihn vorbringt, argumentiert nicht mehr mit Gründen, sondern mit Ressentiments: Die da oben, die in ihren stillen Kammern über die Entfremdung des modernen Menschen philosophieren, haben noch nie einen Hammer in der Hand gehalten, noch nie um die Existenz ihrer Familie gezittert, was wissen sie schon vom wirklichen Leben? Dieser Einwand ist tückisch, weil er ein echtes Problem benennt: Es gibt tatsächlich eine soziale Asymmetrie zwischen denen, die Zeit zum Nachdenken haben, und denen, deren Denken vom Überlebenskampf absorbiert wird. Aber der Einwand der Arroganz verdreht dieses berechnete Problem in eine Waffe gegen die Kritik selbst. Er unterstellt, dass nur derjenige das Recht zur Analyse habe, der selbst die Schrecken der Arbeit ertragen habe, und entwertet damit jede Kritik, die von einem Ort der Distanz kommt. Das ist nicht nur ein logischer Fehlschluss, sondern auch eine perfide Umkehrung der Verhältnisse. Denn gerade die Distanz, die der Philosoph zu den unmittelbaren Zwängen des Überlebens hat, ermöglicht es ihm, diese

Zwänge zu durchschauen. Wer im Gefängnis sitzt, kann die Struktur des Gefängnisses oft besser erkennen als der Wärter, der sich in seinen Gängen auskennt, aber nie gefragt hat, warum sie gebaut wurden.

Was bleibt, nachdem wir die vier Einwände durchgegangen sind? Die Einsicht, dass keiner von ihnen die Diagnose widerlegt, dass aber jeder einen wahren Kern enthält. Der moderne Mensch fühlt sich nicht gefangen, das ist ein Faktum, das die Ablenkungsmaschine erst erklärt. Ihm geht es in vieler Hinsicht besser als früheren Generationen, das belegt die Chronifizierung der Krankheit, nicht ihre Abwesenheit. Es gibt keine fertige Alternative, das beweist die Schwierigkeit der Suche, nicht ihre Sinnlosigkeit. Und Intellektuelle reden oft, ohne die konkrete Not zu kennen, das mahnt zur Demut, aber nicht zum Schweigen. Die vier Einwände sind keine Waffen gegen die Diagnose; sie sind die erste Verteidigungslinie des kranken Bewusstseins gegen die Erkenntnis seiner eigenen Krankheit. Wer sie vorbringt, tut nichts Falsches, er tut nur das, was jedes kranke System tut, um sich selbst zu erhalten: Er wehrt sich gegen die Störung. Die Aufgabe des Manifests ist es nicht, diesen Widerstand zu brechen; es ist, ihn sichtbar zu machen. Denn nur wer sieht, dass er sich wehrt, kann aufhören, sich zu wehren.

Doch ich schulde dir eine letzte, unbequeme Frage. Je länger ich über diese vier Einwände nachdenke, desto mehr spüre ich, dass sie nicht vollständig beantwortet sind, nicht weil meine Antworten schwach wären, sondern weil jeder

Einwand einen Schatten wirft, der länger ist als seine Widerlegung. Der Einwand, der in allen vier mitschwingt, lautet: "Aber wenn deine Diagnose stimmt, warum fühlt es sich dann nicht so an? Warum leiden die Menschen nicht ständig, warum lachen sie, warum lieben sie, warum stehen sie morgens auf und gehen zur Arbeit, als wäre nichts? Und wenn sie doch leiden, warum ist dieses Leiden dann so unsichtbar, dass es einer ganzen Theorie bedarf, um es überhaupt zu benennen? Kann es sein, dass deine Theorie das Leiden erst erzeugt, indem sie es benennt?"

Dieser Einwand ist der härteste, weil er nicht die Diagnose angreift, sondern ihre Berechtigung. Er fragt nicht: "Stimmt das?" Er fragt: "Darf man das sagen? Und wenn man es sagt, ist man dann nicht selbst der Gefangene, der den anderen Gefangenen den Frieden nimmt, den sie hatten?" Ich will versuchen zu antworten, so ehrlich ich kann.

Dieses Manifest erzeugt kein Leiden, das vorher nicht da war. Es findet Leiden vor, in den Statistiken der Einsamkeit, in den Diagnosen der Erschöpfung, in den stillen Zusammenbrüchen hinter verschlossenen Türen. Was es tut, ist diesem Leiden einen Namen zu geben, ihm eine Sprache zu verleihen, die es aus der Isolation des Privaten in den Raum des gemeinsamen Erkennens holt. Der Fisch im Aquarium weiß nicht, dass er gefangen ist, aber er spürt den Drang, gegen die Scheibe zu stoßen, ohne zu verstehen, warum. Dieses Manifest ist nicht der erste Stoß; es ist der Versuch, den Stoß zu erklären. Und ja, es ist möglich, dass diese Diagnose nicht tröstet. Sie macht nicht glücklicher, sie

macht nicht freier, sie gibt kein Rezept für ein besseres Leben. Was sie gibt, ist etwas anderes: die Erlaubnis, den Schmerz ernst zu nehmen, den die Welt als Normalfall abtut. In einer Gesellschaft, die den Schmerz entweder medicalisiert oder ignoriert, ist das alles, was ein Buch tun kann: Es sagt: "Du bist nicht verrückt. Du spürst etwas Wirkliches. Und du bist nicht allein damit."

Die vier Einwände der Bequemlichkeit haben uns gelehrt, dass die Wahrheit oft wehtut, bevor sie heilt. Wer sie nicht hören will, mag das Buch schließen. Wer sie hört, wird von nun an die Stille zwischen den Ablenkungen anders wahrnehmen, nicht als Leere, sondern als die Sprache eines Körpers, der längst wusste, was der Geist nicht sagen durfte. Die Tür zur Ablenkungsmaschine steht offen. Komm mit.

Das Betriebssystem der Akkumulation

Die vier Einwände sind aus dem Weg geräumt, nicht endgültig, das wäre zu viel behauptet, aber doch so weit, dass wir sie für den Moment hinter uns lassen können. Was uns nun erwartet, ist der Maschinenraum selbst. Stell dir diesen Raum vor, bevor wir ihn betreten. Er ist nicht hell erleuchtet wie ein Operationssaal, nicht sauber wie ein Labor. Er ist eine Kathedrale der Industrie: Wände aus dunklem, ölverschmiertem Backstein, die Decke ein Gewirr aus Rohren, Kabeln und surrenden Transformatoren, der Boden unter deinen Füßen vibrierend, als ob tief unter dir ein schlafender Riese atmete. In der Mitte des Raumes, umge-

ben von einem Kranz messingfarbener Zahnräder, die sich unablässig drehen, thront der Kern: ein glühender, orange-rot pulsierender Ball aus Energie, der niemals dunkel wird, niemals langsamer pulsiert, niemals auch nur für einen Augenblick innehält. Das ist die Akkumulation, das Betriebssystem, auf dem die gesamte Ablenkungsmaschine läuft.

Man muss auch hier eine Unterscheidung treffen: Die Akkumulation ist kein böser Plan, den sich ein paar Reiche in einem Hinterzimmer ausgedacht haben. Sie ist ein emergentes Prinzip, das unbeabsichtigte, aber unausweichliche Resultat einer historischen Entwicklung, die niemand gesteuert hat und die doch alle in Gang halten. Die Reichen sind keine Verschwörer; sie sind die perfekten Spieler eines Spiels, das sie nicht erfunden haben. Der Feind ist nicht der Milliardär, der Feind ist die Logik, die ihn zum Milliardär gemacht hat und den anderen zum Erschöpften. Wer diese Logik bekämpft, bekämpft keine Personengruppe, sondern eine Maschinerie, in der selbst die an der Spitze nur Räder sind. Größere Räder, glänzendere Räder, aber keine Herrscher.

Wir müssen diesen Raum verstehen, bevor wir die einzelnen Apparate betrachten können. Die Ökonomie, die Politik, die Medien, das Bildungssystem, selbst die Familie, sie alle sind nur die Apps, die auf diesem Betriebssystem laufen, die sichtbaren Oberflächen, mit denen wir täglich interagieren, während die eigentliche Logik, die sie steuert, unsichtbar im Hintergrund arbeitet. Wer die Apps für das

Ganze hält, gleicht einem Menschen, der glaubt, das Licht in seinem Wohnzimmer käme aus der Glühbirne, und der nie von einem Kraftwerk gehört hat. Die Akkumulation ist das Kraftwerk. Sie produziert nicht nur Energie, sie produziert eine bestimmte Art von Bewegung, eine bestimmte Art von Leben. Sie ist die Grammatik, nach der wir unsere Sätze bauen, ohne die Regeln jemals gelernt zu haben.

Was also ist diese Akkumulation? Im Kern ist sie ein einfaches, fast banales Prinzip: die endlose, sich selbst beschleunigende Vermehrung von Kapital, die keinen anderen Zweck kennt als sich selbst. Geld wird eingesetzt, um mehr Geld zu machen, und dieses mehr Geld wird wiederum eingesetzt, um noch mehr Geld zu machen, ad infinitum, ohne dass jemals ein Punkt erreicht wäre, an dem man sagen könnte: "Es ist genug. Jetzt hören wir auf." Die Akkumulation kennt kein Genug. Sie ist nicht erfunden worden, um Bedürfnisse zu befriedigen, all das sind Nebeneffekte, manchmal erwünschte, manchmal störende, aber niemals der eigentliche Zweck. Der eigentliche Zweck ist die Vermehrung selbst. Das Geld, das akkumuliert wird, ist kein Mittel zu einem Ziel; es ist das Ziel. Und weil es das Ziel ist, kann es nie erreicht werden, denn jedes erreichte Ziel wäre das Ende der Bewegung, und die Bewegung darf niemals enden.

Dieses Prinzip ist nicht vom Himmel gefallen. Es hat eine Geschichte, und diese Geschichte zu kennen bedeutet zu verstehen, dass die Akkumulation nicht die natürliche Ordnung der Dinge ist, sondern das Ergebnis einer langen, ge-

waltsamen Entwicklung. In früheren Gesellschaften war das Wirtschaften eingebettet in soziale, religiöse und moralische Verpflichtungen, die der schrankenlosen Vermehrung von Reichtum Grenzen setzten. Der mittelalterliche Kaufmann durfte keinen Wucherzins nehmen; der Feudalherr häufte Schätze an, aber er gab sie auch wieder aus, für Kriege, für Feste, für den Bau von Kathedralen; der Handwerker arbeitete nicht, um reich zu werden, sondern um einen guten Ruf in der Zunft zu haben, um ein Werk zu schaffen, das seinen Namen trug. Die Wirtschaft war ein Teil des Lebens, nicht sein Beherrscher. Sie diente den Menschen, nicht umgekehrt.

Die Moderne hat diese Einbettung zerrissen. In einem langen, blutigen Prozess, der mit der Enteignung der Bauern begann, sich in den Fabriken der industriellen Revolution fortsetzte und in den globalen Finanzmärkten unserer Tage seinen vorläufigen Höhepunkt fand, wurde die Wirtschaft aus allen sozialen Fesseln befreit. Sie wurde zu einem eigenständigen System, das seinen eigenen Gesetzen gehorcht und dem sich alle anderen Lebensbereiche unterzuordnen haben. Karl Polanyi nannte diesen Vorgang die "große Transformation", die Entbettung der Ökonomie aus der Gesellschaft, die Verwandlung von Arbeit, Boden und Geld in Waren, die auf Märkten gehandelt werden, als wären sie keine menschlichen Schicksale, sondern bloße Objekte.

Diese Entbettung war kein friedlicher Prozess. Sie wurde mit Gewalt durchgesetzt, durch die Einhegungen in England, die Bauern von ihrem Land vertrieben und in die Fabriken zwangen; durch die Kolonisierung des Globalen Südens, die ganze Völker in die Abhängigkeit von Geld und Märkten warf; durch die Zerschlagung aller gemeinschaftlichen Wirtschaftsformen, die auf Gegenseitigkeit beruhten statt auf Konkurrenz. Die Akkumulation ist nicht nur ein abstraktes Prinzip, sie ist ein historisches Verbrechen, dessen Narben bis heute nicht verheilt sind. Die einen hat sie aus ihren Dörfern gerissen und in die Städte getrieben, die anderen aus ihren Kontinenten und in die Fabriken, die dritten aus ihren Gemeinschaften und in die Konkurrenz. Der Weg, den wir beschrieben haben, verlief nicht überall gleich. Er war für die einen ein langsamer Übergang, für die anderen ein gewaltsamer Bruch. Und diese Ungleichheit ist bis heute in die Struktur der globalen Ökonomie eingeschrieben.

Die Apologeten dieses Systems werden an dieser Stelle einwenden, dass die Akkumulation doch unbestreitbare Wohlstandsgewinne gebracht habe. Sie werden auf die gestiegene Lebenserwartung verweisen, auf den materiellen Komfort, der für breite Schichten in einem Maße verfügbar ist, das sich frühere Generationen nicht hätten träumen lassen. Und sie haben recht, zumindest mit dem, was sie sagen. Die Akkumulation hat tatsächlich Waren produziert in nie gekannter Menge, sie hat Innovationen vorangetrieben, sie hat ganze Bevölkerungsteile aus der bittersten Armut ge-

hoben. Wer das leugnet, macht sich lächerlich. Aber die Frage ist nicht, ob die Akkumulation materiellen Wohlstand geschaffen hat, das hat sie. Die Frage ist, zu welchem Preis. Und dieser Preis ist nicht in Euro oder Dollar zu beziffern, weil er in einer Währung erhoben wird, die auf keinem Kontoauszug erscheint: in der Währung der Seele. Die Akkumulation hat die materielle Not gelindert, aber sie hat die existenzielle Not nicht nur unberührt gelassen, sondern systematisch verschärft. Denn ein System, dessen einziger Zweck die Vermehrung seiner selbst ist, hat kein Interesse an Sättigung. Im Gegenteil: Es braucht den unstillbaren Mangel, die chronische Unzufriedenheit, die nagende Leere, um sich selbst am Laufen zu halten. Ein zufriedener Mensch kauft weniger. Ein erfüllter Mensch konsumiert nicht zwanghaft. Ein angekommener Mensch lässt sich nicht von der Angst vor dem sozialen Abstieg peitschen. Die Akkumulation produziert also nicht trotz des Leidens ihren Antrieb, sie produziert das Leiden, um ihren Antrieb zu haben.

Stell dir einen Parasiten vor, der seinen Wirt nicht töten darf, weil er ihn zum Überleben braucht, der ihn aber auch nicht gesunden lassen kann, weil er sonst verhungern würde. Also hält er ihn in einem Zustand chronischen, genau dosierten Mangels, gerade genug Unzufriedenheit, um die Jagd nach der nächsten Belohnung in Gang zu halten, aber nicht so viel Verzweiflung, dass der Wirt zusammenbricht oder rebelliert. Der Wirt spürt, dass etwas nicht stimmt, aber er kann nicht benennen, was es ist. Er fühlt sich müde, leer,

getrieben, aber er hält diese Gefühle für normal, für den unvermeidlichen Preis des Lebens in einer komplexen Welt. Er weiß nicht, dass der Parasit in ihm wohnt und seine Unzufriedenheit nicht nur ausnutzt, sondern aktiv erzeugt. Er hält den Parasiten für einen Teil seiner selbst.

Die Akkumulation hat nicht nur die äußeren Verhältnisse kolonisiert, sie hat auch die inneren Zustände erobert. Sie ist in deine Zeit eingedrungen, in deine Aufmerksamkeit, in deine Beziehungen, in deine innersten Regungen. Sie hat dir eine innere Uhr eingepflanzt, die unablässig tickt und dich daran erinnert, dass jede Minute eine Gelegenheit ist, die nicht verpasst werden darf. Das, was in der Ur-Natur noch Muße war, das bloße Dasein ohne Zweck, das Herumliegen am Feuer, das Verfolgen der Wolken, das Gespräch, das nirgendwo hinführt, ist in der Akkumulationsgesellschaft zur Verschwendung geworden. Eine Stunde, die nicht produktiv genutzt wird, ist eine verlorene Stunde. Ein Tag, der nicht mindestens eine messbare Steigerung gebracht hat, ist ein verschwendeter Tag. Ein Leben, das nicht in einer aufsteigenden Kurve dargestellt werden kann, ist ein gescheitertes Leben. Die Akkumulation hat die Zeit von einem zyklischen Rhythmus in eine lineare Ressource verwandelt, die es zu optimieren gilt. Sie hat den Schlaf zur notwendigen Reparaturpause degradiert, die Freizeit zur Erholung für die nächste Arbeitsphase, die Muße zur lästigen Leere, die gefüllt werden muss. Du hast keine Zeit mehr, einfach nur da zu sein. Du hast nur noch Zeit, dich auf etwas vorzubereiten, etwas zu erreichen, etwas zu werden.

Das zweite, was die Akkumulation kolonisiert hat, ist deine Aufmerksamkeit. Sie ist die knappste aller Ressourcen, denn im Gegensatz zur Zeit, die sich zumindest in Stunden und Minuten messen lässt, ist Aufmerksamkeit nicht vermehrbar. Du kannst deine Aufmerksamkeit nur teilen, und jedes Teilen verringert die Intensität, mit der du bei einer Sache bist. Die Akkumulation hat das erkannt und eine ganze Industrie darauf aufgebaut, deine Aufmerksamkeit zu ernten, zu zerkleinern und an den Meistbietenden zu verkaufen. Die Aufmerksamkeitsökonomie ist nichts anderes als die Anwendung des Akkumulationsprinzips auf das, was ein Mensch am wenigsten vermehren kann: seine Fähigkeit, ganz bei einer Sache zu sein. Die Algorithmen der digitalen Plattformen sind die perfekten Vollstrecker dieser Kolonisierung. Sie kennen dich besser als du dich selbst, nicht weil sie besonders intelligent wären, sondern weil sie unermüdlich sind, weil sie jeden Klick, jede Verweildauer, jedes Scrollverhalten speichern und in Echtzeit auswerten. Sie wissen, was dich hält, was dich empört, was dich ängstigt. Und sie liefern dir genau das, immer wieder, in immer neuen Variationen, bis deine Aufmerksamkeit vollständig von ihnen absorbiert ist. Der Like ist die kleinste Einheit der Aufmerksamkeitswährung; der Scroll ist der Akt ihrer Übertragung; der Feed ist der Marktplatz, auf dem sie gehandelt wird. Und weil die Akkumulation keine Sättigung kennt, muss der Feed immer länger werden, die Reize immer greller, bis du schließlich nicht mehr weißt, ob du das Gerät bedienst oder das Gerät dich.

Die Folge ist eine tiefgreifende Veränderung deiner Wahrnehmungsfähigkeit. Du kannst ein Buch nicht mehr in einem Zug lesen, ohne zwischendurch aufs Handy zu schauen. Du kannst einem Gespräch nicht mehr folgen, ohne dass deine Gedanken abschweifen. Du kannst einen Sonnenuntergang nicht mehr betrachten, ohne den Impuls zu verspüren, ihn zu fotografieren und zu teilen. Deine Aufmerksamkeit ist nicht mehr dein eigen; sie ist eine Ware geworden, die du der Akkumulation zur Verfügung stellst, ohne zu bemerken, dass du bestohlen wirst.

Das dritte, was die Akkumulation kolonisiert hat, sind deine Beziehungen. Das klingt absurd, bis man das Vokabular betrachtet, mit dem wir heute über unsere sozialen Kontakte sprechen. Man spricht von "Netzwerken", von "sozialem Kapital", von "Reichweite" und "Followern". Die Dating-App präsentiert dir ein Profil, das du nach links oder rechts wischst, eine Geste der Akkumulation, die den Menschen zum Objekt einer Entscheidung macht, die in Sekundenbruchteilen fällt, weil die nächste Option schon wartet. Die Beziehung selbst wird zur Investition, die sich rechnen muss; der Partner wird zum Statussymbol, das den eigenen Wert auf dem unsichtbaren Markt der sozialen Anerkennung steigert. Die Akkumulation hat die Sprache der Liebe durch die Sprache der Ökonomie ersetzt, und niemand hat es gemerkt, weil beide Sprachen so ähnlich klingen. Man "investiert" in eine Beziehung, man "arbeitet"

an der Partnerschaft. Was fehlt, ist das, was sich nicht quantifizieren lässt: die stille Anwesenheit, das bedingungslose Dasein füreinander, die Verschwendung von Zeit miteinander, ohne dass dabei etwas herauskommt.

Das vierte, und vielleicht tiefste, was die Akkumulation kolonisiert hat, sind deine inneren Zustände, deine Gefühle, deine Gedanken, deine Träume. Die Selbstoptimierung, die uns später noch ausführlich beschäftigen wird, ist der Versuch, die eigene Persönlichkeit in ein Akkumulationsprojekt zu verwandeln. Man zählt Schritte wie Kalorien, man trackt den Schlaf wie die Arbeitszeit, man optimiert die Produktivität wie die Rendite einer Anlage. Das Ich wird zum Unternehmen, das geführt werden will; die Biographie wird zum Lebenslauf, der sich stetig verbessern muss; die Seele wird zur Baustelle, auf der immer noch ein bisschen mehr herausgeholt werden kann. Die Frage "Wer bin ich?" wird ersetzt durch die Frage "Was kann ich noch aus mir machen?", und diese Verschiebung ist die vollendete Kolonialisierung des Inneren durch die Logik der Akkumulation. Der Mensch wird zum Produkt seiner eigenen Optimierungsmaschine, und das Schlimmste ist: Er ist stolz darauf.

Was alle diese Kolonisierung eint, ist ihre radikale Abstraktheit. Die Akkumulation verwandelt alles, was sie berührt, in eine Zahl. Deine Zeit wird zur Stundenzahl, deine Aufmerksamkeit zur Klickrate, deine Beziehung zur Followerzahl, deine inneren Zustände zu Messwerten. Die Welt wird zu einem Inventar, das man verwaltet, nicht zu einem

Zuhause, das man bewohnt. Die Akkumulation lehrt dich, alles zu quantifizieren, und vergisst dabei, dass das, was zählt, sich nicht zählen lässt. Sie ist die gesellschaftliche Materialisierung jener fatalen Gabe der Abstraktion, von der in Teil I die Rede war: die Verwandlung der pulsierenden, sinnlichen, unverwechselbaren Welt in ein Reich aus Konzepten, Zahlen, Plänen.

Hier schließt sich der Kreis zur Ur-Trennung. Die Akkumulation ist nicht nur ein Wirtschaftssystem; sie ist die historische Vollendung jenes Bruchs, der den Menschen aus der Einheit des Willens riss. Sie ist die Abstraktion, die sich ein gesellschaftliches Gehäuse gebaut hat, ein Gehäuse, das so perfekt ist, dass wir seine Wände nicht mehr sehen und seine Enge für Weite halten. Sie ist der Grund, warum der moderne Mensch trotz seines Überflusses hungrig bleibt, nicht nach Brot, sondern nach Sinn, nach Ankunft, nach einem Gefühl, dass das, was er tut, nicht nur Mittel ist für etwas anderes, das nie kommt. Doch die Perfidie der Akkumulation zeigt sich vor allem darin, dass sie den Menschen dazu gebracht hat, diese Kolonisierung als Freiheit zu empfinden. Der moderne Mensch glaubt, frei zu sein, weil er zwischen fünfzig Joghurts wählen kann, weil er seinen Beruf wechseln darf. Aber diese Wahlfreiheit ist nur die Freiheit, innerhalb der Bahnen zu navigieren, die die Akkumulation vorgegeben hat. Du kannst entscheiden, ob du Joghurt A oder Joghurt B kaufst, aber du kannst nicht entscheiden, ob du überhaupt Joghurt kaufen musst, um dich nicht ausgeschlossen zu fühlen. Du kannst entscheiden, ob

du Karriere A oder Karriere B machst, aber du kannst nicht entscheiden, ob du überhaupt eine Karriere machen willst, ohne als Versager zu gelten. Die Freiheit der Akkumulation ist die Freiheit des Gefangenen, der sich aussuchen darf, in welche Ecke seiner Zelle er sein Bett stellt. Sie ist keine Freiheit, sondern eine Option, und Optionen sind das Taschengeld der Unfreiheit.

Keiner der Apparate, die wir nun betreten werden, wird verstanden, wer das Betriebssystem nicht kennt, auf dem sie laufen. Die Ökonomie, die Politik, die Medien, das Bildungssystem, die Familie, sie alle sind nur die sichtbaren Anwendungen dieses unsichtbaren Kerns. Sie übersetzen seine abstrakte Logik in konkrete Erfahrungen, sie geben seiner Maßlosigkeit ein menschliches Gesicht. Aber sie sind nicht der Feind, sie sind nur die Vollstrecker. Der Feind sitzt tiefer, im Maschinenraum selbst, und er hat sich so perfekt getarnt, dass wir ihn für die natürliche Ordnung der Dinge halten. Wir haben den Kern nun lange genug betrachtet. Es ist Zeit, uns den ersten Apparat vorzunehmen, der von ihm angetrieben wird, die Ökonomie, jene riesige Maschinerie aus Lohnarbeit und Konsum, die den größten Teil deiner wachen Lebenszeit verschlingt und den Rest mit dem Versprechen betäubt, dass du dich bald belohnen kannst. Die Tür zur Ökonomie steht offen. Die Maschine läuft. Der Kern glüht.

Die Ökonomie

Das Betriebssystem der Akkumulation haben wir nun verstanden: der glühende, niemals ruhende Kern, jener Imperativ des Mehr, der keinen Endpunkt kennt, keine Sättigung, kein Genug. Doch ein Betriebssystem ist nutzlos ohne Anwendungen, die seine Befehle in sichtbare, fühlbare Handlungen übersetzen. Die erste und mächtigste dieser Anwendungen ist die Ökonomie, jener riesige Apparat, der deine wachen Stunden verschlingt, deine Träume in Gehaltsverhandlungen übersetzt, deine Müdigkeit in Produktivitätskennzahlen verwandelt und deine Sehnsüchte in Waren, die du kaufen kannst. Die Ökonomie ist das Tor zur Ablenkungsmaschine, der erste Raum, den jeder betritt, sobald er das Elternhaus verlässt, und der Raum, in dem die meisten ihr gesamtes Leben verbringen, ohne zu bemerken, dass es auch andere Räume gibt. Sie ist nicht einfach die Wirtschaft, nicht einfach der Markt; sie ist die Lebensform selbst, die Art und Weise, wie der moderne Mensch seine Zeit verbringt, seinen Wert bemisst und seinen Platz in der Welt bestimmt. Wer die Ökonomie versteht, versteht, warum der moderne Mensch trotz seines Überflusses so oft hungrig ist, hungrig nach Zeit, nach Sinn, nach einem Gefühl von Ankunft, das sich nicht kaufen lässt.

Die Ökonomie hat zwei Gesichter, die zusammenwirken, um den Menschen in einem Kreislauf aus Erschöpfung und leerer Sättigung gefangen zu halten. Das erste Gesicht ist die Lohnarbeit, jene Institution, die den größten Teil der

wachen Lebenszeit beansprucht und sie in eine Ware verwandelt. Das zweite Gesicht ist der Konsum, die scheinbare Belohnung für die geleistete Arbeit, ein Placebo, das den Mangel für einen flüchtigen Moment zu stopfen verspricht, nur um ihn danach umso deutlicher hervortreten zu lassen. Lohnarbeit und Konsum sind keine Gegensätze; sie sind die beiden Takte eines einzigen Rhythmus: Arbeiten, um zu konsumieren; konsumieren, um weiterarbeiten zu können. In diesem Rhythmus geht die Frage nach dem Warum verloren, nach dem Sinn, nach dem Ziel, nach dem Ort, an dem man endlich ankommen könnte.

Wir müssen diesen Rhythmus verstehen, nicht als abstrakte Theorie, sondern als das, was er für den Einzelnen ist: die tägliche, stündliche, minütliche Erfahrung des Lebens in der Maschine. Die Lohnarbeit in der Moderne ist entfremdet, abstrakt, zersplittert. Der Arbeiter am Fließband, der Tag für Tag denselben Handgriff ausführt, weiß nicht, wohin das Teil geht. Der Büroangestellte, der Zahlen in Tabellen überträgt, weiß nicht, wofür er das alles tut, außer für den Lohn am Ende des Monats. Die Arbeit ist zum bloßen Mittel verkommen, und die Erschöpfung, die sie hinterlässt, raubt nicht nur die Zeit, sondern auch die Qualität der Zeit, die übrig bleibt. Der moderne Arbeiter ist auch in seiner Freizeit nicht frei, er ist zu müde, um frei zu sein. Die Lohnarbeit ist ein Zeitgefängnis ohne sichtbare Mauern: nur die Uhr, die tickt, der Kalender, der sich blättert, die To-Do-Liste, die niemals kürzer wird. Du kannst den Raum verlassen, aber du musst morgen wiederkommen. Du kannst

den Beruf wechseln, aber du musst einen anderen finden. Das Gefängnis ist nicht der einzelne Arbeitsplatz; es ist die Tatsache, dass du deine Zeit verkaufen musst, um zu leben, und dass du über die Bedingungen dieses Verkaufs kaum mitbestimmst.

Das Ergebnis ist eine paradoxe Situation: Der moderne Arbeiter ist gleichzeitig freier und unfreier als seine Vorfahren. Freier, weil er seinen Beruf wählen kann, weil er Rechte hat, die seine Vorfahren nicht hatten. Unfreier, weil der Zwang zur Arbeit sich in sein Inneres verlagert hat, weil er nicht mehr gezwungen wird, sondern sich selbst zwingt, weil er die Notwendigkeit, seine Zeit zu verkaufen, so tief verinnerlicht hat, dass er sie gar nicht mehr als Notwendigkeit empfindet. Er hält es für normal, seine Zeit gegen Geld zu tauschen. Er hat vergessen, dass es anders sein könnte, dass die Arbeit einst ein Teil des Lebens war, nicht sein Gegenteil.

Doch die Lohnarbeit ist nur die eine Hälfte. Die andere ist der Konsum, und er ist das eigentliche Meisterstück der Ablenkungsmaschine. Die Werbung übersetzt die existenzielle Leere, die die Arbeit hinterlassen hat, in eine kaufbare Ware. Sie nimmt die diffuse Unruhe, das unbestimmte Gefühl des Mangels, die Sehnsucht nach einem Leben, das diesen Namen verdient, und gibt ihr ein Gesicht: das Gesicht eines Produkts. Du fühlst dich leer? Kauf dieses Auto,

dann wirst du gesehen. Du fühlst dich einsam? Trink dieses Getränk, dann gehörst du dazu. Die Werbung lügt nicht einmal; sie sagt die Wahrheit über das Gefühl und die Lüge über die Lösung.

Die Psychologie hinter dem Konsum haben wir bereits in Kapitel 2 seziert: das dysregulierte Belohnungssystem, das im Überfluss verdurstet, die Anhedonie, die sich einstellt, wenn die Reize zu häufig, zu leicht verfügbar, zu wenig mit echter Anstrengung verbunden sind. Der Konsum liefert genau die Art von Belohnung, die das System abstumpfen lässt: schnell, mühelos, ohne Verzögerung. Ein Klick, und das Paket ist unterwegs. Ein Fingertipp, und der Film beginnt. Die Mühe, die der Jäger auf sich nehmen musste, ist verschwunden. Was bleibt, ist die reine, entleerte Belohnung. Das gilt für den Konsum. Aber nicht für jedes Tun. Wer ein Instrument lernt, einen Garten pflegt, ein Möbel baut oder einen Marathon läuft, investiert Zeit, Mühe, Geduld, und genau diese Anstrengung ist es, die am Ende eine tiefe, nachhaltige Befriedigung schenken kann. Solche Tätigkeiten sind keine Konsumakte; sie sind die letzten verbliebenen Inseln einer Aktivität, die sich noch anders anfühlt als das stumpfe Scrollen und Klicken. Der Unterschied ist real. Wer ihn leugnet, macht alles gleich, und verliert die Fähigkeit zu unterscheiden, was vielleicht die letzte Fähigkeit ist, die dem Menschen geblieben ist. Allerdings hat die Industrie längst auch diese scheinbar sicheren Inseln infiltriert. Was heute als "Hobby" verkauft wird, ist oft nichts anderes als eine weitere Spielart des Konsums: das Sam-

meln von Karten, Figuren, Uhren oder Sneakern, ein Besitzen ohne Tun, ein Jagen ohne Erleben, ein Komplettieren ohne Kreativität. Auch hier wird die Leere nicht gefüllt, sondern nur mit neuen Objekten tapeziert. Die Industrie hat gelernt, selbst die Sehnsucht nach echter Tätigkeit in eine Ware zu verwandeln. Die limitierte Figur, die seltene Uhr, das vollständige Set, sie alle versprechen ein Hobby, ohne dass man etwas tun müsste, außer zu bezahlen. Und selbst die echten, anstrengungsvollen Hobbys können ihren Sinn verlieren. Sie können zur zwanghaften Flucht vor der eigenen Leere werden, zur monotonen Beschäftigung, die den Riss nur übertönt, statt ihn zu zeigen. Der Gitarrenspieler, der stundenlang übt, um nicht fühlen zu müssen, dass er allein ist. Der Gärtner, der sich in der Erde vergräbt, um nicht zu spüren, dass sein Leben keine Wurzeln schlägt. Der Marathonläufer, der von einem Wettkampf zum nächsten hetzt, um nicht stehen bleiben zu müssen. Auch diese Tätigkeiten, so ehrenwert sie im Einzelnen sein mögen, können sich in das einreihen, was man mit einem hässlichen, aber präzisen Bild beschreiben könnte: das Hoch- und Runterhüpfen eines Affen in Gefangenschaft, der vergessen hat, dass er gefangen ist. Der Tumor der kollektiven Ablenkung tarnt sich auch dort als Sinn, wo eigentlich keiner ist. Die Industrie hat nicht nur den Konsum kolonisiert; sie hat die Sehnsucht nach Sinn selbst kolonisiert.

Das ist kein Aufruf zum Hass. Die Reichen sind keine bösen Menschen, sie sind die perfekten Spieler eines Spiels, das sie nicht erfunden haben. Dieses Spiel heißt Akkumulation, und seine Regeln sind einfach: Wer nicht wächst, fällt. Wer nicht mehr Kapital anhäuft als gestern, hat verloren. Sie können nichts dafür, reich zu sein. Das System, das sie reich gemacht hat, hat ihnen beigebracht, dass Reichtum der einzige Maßstab des Wertes ist. Der Feind ist nicht der Milliardär, der Feind ist die Logik, die ihn zum Milliardär gemacht hat und den anderen zum Erschöpften. Die nüchterne Bilanz dieser Logik ist nicht moralisch, sondern statistisch. 85 Prozent der Weltbevölkerung erzielen keinerlei Einkommen aus Kapital. Sie leben ausschließlich von ihrer Arbeitskraft. Und diese Arbeitskraft wird immer schlechter bezahlt: Der Arbeitseinkommensanteil am globalen Einkommen ist auf 52,3 Prozent gefallen, den niedrigsten Stand seit Jahrzehnten. 1,6 Prozent der Weltbevölkerung besitzen 48 Prozent des globalen Vermögens, während die unteren 50 Prozent zusammen nur 2 Prozent besitzen. Die Logik ist nicht die Verschwörung einer kleinen Gruppe, sie ist das Betriebssystem des gesamten Systems. Wer diese Logik bekämpft, bekämpft keine Personengruppe, sondern eine Maschinerie, in der selbst die an der Spitze nur Räder sind. Größere Räder, glänzendere Räder, aber keine Herrscher.

Die Ökonomie als Ganzes, Lohnarbeit und Konsum in ihrer perfiden Symbiose, ist der erste und grundlegendste Apparat der Ablenkungsmaschine. Sie hält den Menschen fest, indem sie ihm vorgaukelt, er sei frei. Er kann sich aussuchen, für wen er arbeitet, aber nicht, ob er arbeitet. Er kann sich aussuchen, was er kauft, aber nicht, ob er kauft. Er glaubt, er arbeite, um zu leben; in Wahrheit lebt er, um zu arbeiten. Er glaubt, er konsumiere, um glücklich zu sein; in Wahrheit konsumiert er, um die Unglücklichkeit zu betäuben, die die Arbeit hinterlassen hat. Was bleibt, ist eine Unterscheidung, die keine Erlösung ist, aber vielleicht der einzige Anker in diesem Strudel: zwischen dem, was nur betäubt, und dem, was, wenigstens für einen Moment, anders ist. Anders fühlt. Die Gitarre, die man spielt, der Garten, den man pflegt, das Werkstück, das man mit den eigenen Händen formt, sie sind nicht die Freiheit, nicht der Sinn, nicht die Rückkehr aus dem Gefängnis. Aber sie sind nicht dasselbe wie der nächste Klick, der nächste Kauf, der nächste Dopaminstoß ohne Mühe. Wer diesen Unterschied nicht mehr macht, für den ist wirklich alles gleich. Und dann ist das Leben nicht nur sinnlos, sondern gleichgültig. Und Gleichgültigkeit ist der Tod jeder Kritik, jedes Manifests, jeder Möglichkeit, anders zu leben. Die Ökonomie ist nicht das ganze Gefängnis, aber sie ist die Zelle, in der man die meiste Zeit verbringt. Hinter ihr kommt die Politik. Das Schattentheater der Partizipation. Die Maschine läuft. Folge ihr.

Die Politik

Die Ökonomie haben wir durchschritten, jenen ersten, alles verschlingenden Raum, in dem die Lohnarbeit deine Zeit in Geld verwandelt und der Konsum das Geld wieder in flüchtige, nie stillende Befriedigung zurücktauscht. Wir haben gesehen, wie die Arbeit dir nicht nur die Stunden raubt, sondern auch die Kraft, die übrigen Stunden zu leben; wie der Konsum dir nicht nur das Geld aus der Tasche zieht, sondern auch die Sehnsucht, die dich antreibt; wie beide zusammen einen Kreislauf bilden, aus dem es kein Entrinnen gibt, weil jeder Ausweg, weniger arbeiten, weniger konsumieren, mit sozialer Ächtung, mit Statusverlust, mit dem Absturz in die Unsichtbarkeit bestraft wird. Doch die Ökonomie, so mächtig sie ist, wäre längst an ihrer eigenen Offensichtlichkeit gescheitert, wenn es nicht einen zweiten Apparat gäbe, der ihr den Anschein von Legitimität, von Kontrolle, von demokratischer Rückbindung verleiht. Dieser Apparat ist die Politik, jenes seltsame Schattentheater, in dem alle vier oder fünf Jahre die Puppen tanzen, die Wähler ihre Stimme abgeben und am Ende doch alles so bleibt, wie es war. Die Politik ist der Ort, an dem der moderne Mensch lernen soll, dass er ein Mitspracherecht hat, dass seine Stimme zählt, während in Wahrheit die eigentlichen Entscheidungen längst in den Vorstandsetagen der Konzerne, in den Sitzungssälen der Zentralbanken und in

den Fluren der internationalen Handelsabkommen gefallen sind. Die Politik ist nicht die Lösung der Ablenkungsmaschine; sie ist ihr Feigenblatt, ihre Alibiveranstaltung, ihr beruhigendes Rauschen.

Die Politik als Schattentheater ist nicht das Ergebnis einer Verschwörung, sie ist das emergente Produkt eines Systems, das seine eigene Alternativlosigkeit inszeniert. Kein einzelner Akteur hat sie entworfen; sie ist gewachsen aus der schleichenden Verschiebung von Macht von den Parlamenten zu den Märkten, aus der Komplexität globaler Lieferketten, aus der Abhängigkeit der Staaten von Steuereinnahmen, die nur fließen, wenn das Kapital nicht flieht. Die Politiker, die in diesem Theater agieren, sind nicht bössartig; sie sind Gefangene desselben Systems, das sie verwalten. Sie glauben vielleicht sogar, was sie sagen, dass sie das Beste wollen, dass sie innerhalb der gegebenen Grenzen das Mögliche tun. Aber ihre Vorstellung von dem, was möglich ist, ist bereits von den Grenzen des Systems geprägt. Sie können sich eine andere Welt nicht mehr vorstellen, weil sie zu lange in dieser gelebt haben.

Um die Politik in ihrer Funktion als Ablenkungsapparat zu verstehen, muss man sich von der Vorstellung verabschieden, dass sie das ist, was sie zu sein vorgibt: der Ort der kollektiven Selbstbestimmung. Diese Vorstellung war vielleicht einmal, in den Stadtstaaten des antiken Griechenland oder in den Landsgemeinden der Schweizer Kantone, eine annähernde Beschreibung der Wirklichkeit, überschaubare Räume, in denen diejenigen, die von den

Entscheidungen betroffen waren, auch über sie beraten und abstimmen konnten. Doch die Moderne hat diese Räume gesprengt. Die Nationalstaaten sind zu groß, als dass der einzelne Bürger noch einen Einfluss auf die Gesamtheit der Entscheidungen hätte; die globalisierten Märkte sind zu mächtig, als dass nationale Parlamente sie noch wirksam regulieren könnten; die Komplexität der Verwaltung ist zu hoch, als dass der Laie noch durchblicken könnte, wer eigentlich wann welche Entscheidung trifft. Die Politik ist zu einem System geworden, das sich selbst referenziert, das nach eigenen Gesetzen funktioniert, und der Bürger, der alle vier Jahre sein Kreuzchen macht, ist nicht der Souverän, sondern der Zuschauer einer Aufführung, die ohne ihn längst ihren Lauf genommen hat.

Man stelle sich ein großes Theater vor. Der Zuschauerraum ist gefüllt mit Menschen, die gekommen sind, um etwas zu sehen, das ihnen das Gefühl gibt, Teil von etwas Bedeutendem zu sein. Jeden Abend wird ein Stück aufgeführt, mal eine Komödie, wenn die Wirtschaft boomt; mal eine Tragödie, wenn die Krise kommt; mal ein politisches Drama, wenn Wahlen anstehen und die Kandidaten sich in immer grelleren Farben überbieten. Die Schauspieler tragen die Kostüme der verschiedenen Parteien, sie streiten sich um die besten Positionen, sie werfen sich gegenseitig Fehler vor, sie versprechen dem Publikum mit belegter Stimme, dass alles besser wird, wenn nur sie die Führung übernehmen. Das Publikum klatscht, buht, ruft Empörung oder Zustimmung, und geht dann nach Hause, im Glauben, etwas

bewegt zu haben, weil es doch so laut war. Aber hinter der Bühne, in den unsichtbaren Räumen, die kein Zuschauer je betritt, sitzen die eigentlichen Regisseure. Es sind die Lobbyisten der Industrie, die in den Fluren der Parlamente warten und den Abgeordneten die Formulierungen für die Gesetze in die Hand drücken, bevor diese überhaupt zur Abstimmung kommen. Es sind die Vertreter der Finanzmärkte, die mit dem Abzug von Kapital drohen, wenn die Politik ihnen nicht die gewünschten Bedingungen schafft. Es sind die Unterhändler der internationalen Handelsabkommen, die hinter verschlossenen Türen Verträge aushandeln, die dann den nationalen Parlamenten zur Abstimmung vorgelegt werden, ohne dass diese noch etwas ändern könnten, Friss oder stirb, nimm es an oder flieg aus dem Markt. Sie schreiben die Drehbücher, sie bestimmen, welche Themen überhaupt auf die Bühne kommen, sie ziehen die Fäden, an denen die Schauspieler tanzen. Das Theater der Politik ist nicht der Ort der Entscheidung; es ist der Ort der Inszenierung von Entscheidungen, die längst anderswo gefallen sind. Und das Publikum, das bist du, applaudiert der Inszenierung, weil du nicht siehst, was hinter den Kulissen geschieht, und weil du nicht sehen willst, dass dein Applaus nur das Geräusch ist, das die Maschine macht, während sie dich verdaut.

Die Wahl, die du alle vier oder fünf Jahre triffst, ist die heilige Handlung dieser Theaterreligion. Du gehst in die Kabine, machst dein Kreuzchen, fühlst dich für einen Moment als Teil einer großen demokratischen Gemeinschaft,

als Bürger, der seine Stimme erhebt, als Souverän, der über das Schicksal des Landes entscheidet. Dieser Moment ist real, das Gefühl, das du hast, ist echt, die Ergriffenheit keine Lüge. Und genau das macht ihn so perfide. Denn nachdem du deine Stimme abgegeben hast, gehst du nach Hause, und die Welt dreht sich weiter, als wäre nichts gewesen. Der Kandidat, den du gewählt hast, wird nach der Wahl vergessen, was er versprochen hat, oder er wird von seinen Beratern daran erinnert, dass er es nicht halten kann, weil die Märkte, die Haushaltsregeln, die europäischen Verträge, die Sachzwänge ihm die Hände binden. Er wird verwalten, er wird moderieren, er wird die Unvermeidlichkeit der Verhältnisse in die Sprache der politischen Notwendigkeit übersetzen. Und du wirst das akzeptieren, weil du es nicht anders kennst, weil du gelernt hast, dass Politik so ist, weil du deine Pflicht getan hast und nun wieder zur Tagesordnung übergehen kannst. Die Wahl ist das Ventil, durch das der Druck der Unzufriedenheit abgelassen wird, bevor er gefährlich werden könnte. Sie ist die kathartische Zeremonie, die den Bürger besänftigt, ohne ihm etwas zu geben.

Doch die Politik als Ablenkungsapparat erschöpft sich nicht in der Inszenierung der Wahlen. Sie wirkt auch in den Zwischenzeiten, in den täglichen Nachrichten, in den Debatten der Talkshows, in den Empörungswellen der sozialen Medien. Sie gibt dir das Gefühl, informiert zu sein, während sie dich in Wahrheit mit einer Flut von Details überschüttet, die dich daran hindern, das Ganze zu sehen. Du diskutierst über die Nebensächlichkeiten des politischen

Betriebs, während die großen Entscheidungen, über Freihandelsabkommen, die ganze Wirtschaftszweige vernichten, über Steuerpolitik, die den Reichtum von unten nach oben umverteilt, über Krieg und Frieden, längst hinter verschlossenen Türen gefallen sind. Du regst dich auf über den letzten Tweet eines Politikers, während die Lobbyisten der Rüstungsindustrie, der Agrarindustrie, der Pharmaindustrie in den Vorzimmern der Macht die Gesetze schreiben, die dein Leben bestimmen werden. Die Politik lenkt deinen Blick auf das, was du verstehen kannst, damit du nicht fragst, was du nicht verstehen sollst. Sie gibt dir kleine, handliche Feindbilder, den korrupten Politiker, den gierigen Banker, den faulen Arbeitslosen, den kriminellen Ausländer, damit du deine Wut auf sie richtest, anstatt auf das System, das sie alle hervorbringt. Sie personalisiert die Schuld, um die Struktur zu entlasten. Der korrupte Politiker wird angeklagt, verurteilt, aus dem Amt gejagt, und das System atmet auf, denn es hat gezeigt, dass es sich selbst reinigen kann. Dass der nächste Politiker unter denselben strukturellen Zwängen stehen wird, dass die Korruption nicht die Ausnahme, sondern die logische Konsequenz eines Systems ist, in dem Geld die einzige Sprache ist, die zählt, das wird nicht thematisiert. Der Sündenbock ist geopfert, das Ritual ist vollzogen, die Maschine läuft weiter.

Besonders perfide ist die Politik in ihrer Fähigkeit, Kritik zu absorbieren und in ihr Gegenteil zu verwandeln. Wer das System kritisiert, wird nicht ausgeschlossen; er wird eingeladen, seine Kritik im Rahmen des Systems zu äußern, in

einer Demonstration, die genehmigt werden muss, in einer Petition, die im Ausschuss versandet, in einer Partei, die sich den Regeln des Marktes beugt, sobald sie an die Macht kommt. Das System ist immun gegen Kritik, weil es sie in sich aufnimmt wie ein Schwamm Wasser. Je lauter die Kritik, desto größer das Ventil, das geöffnet wird, um den Druck abzulassen. Die radikale Partei, die das System stürzen wollte, wird Teil des Systems, sobald sie im Parlament sitzt, sie muss Kompromisse schließen, sie muss sich den Spielregeln beugen, sie muss lernen, dass die große Veränderung nicht durch einen Beschluss, sondern nur durch die langsame, mühsame Arbeit in den Ausschüssen zu erreichen ist. Und während sie sich in dieser Arbeit aufreibt, vergisst sie, warum sie angetreten ist. Das System hat sie verdaut. Am Ende, nachdem alle gesprochen, alle demonstriert, alle gewählt haben, steht das System immer noch da, unverändert, unerschütterlich, als wäre nichts gewesen. Die Politik ist der Sicherheitsmechanismus der Ablenkungsmaschine: Sie fängt die Energie der Empörung auf und leitet sie in harmlose Kanäle um, bevor sie die Maschine beschädigen könnte. Sie ist der Blitzableiter, der die elektrische Spannung der Unzufriedenheit in den Boden ableitet, wo sie verpufft. Sie ist das große Beruhigungsmittel, das dem Bürger das Gefühl gibt, er könne etwas ändern, während sie dafür sorgt, dass sich nichts ändert, was die Grundlagen des Systems in Frage stellen würde.

Was bleibt dem Bürger in dieser Inszenierung? Die Wahl zwischen Alternativen, die keine sind. Die Demokratie der Moderne ist eine Demokratie der Konsumwahl: Du kannst zwischen zwei nahezu identischen Marken wählen, die sich in Farbe und Slogan unterscheiden, aber nicht in ihrem Wesen. Die eine Partei senkt die Steuern ein bisschen weniger, die andere ein bisschen mehr; die eine redet ein bisschen grüner, die andere ein bisschen wirtschaftsfreundlicher. Aber beide lassen das System der Akkumulation unangetastet, weil sie von ihm abhängig sind, finanziell, strukturell, ideologisch. Die wirklichen Entscheidungen, über die Struktur der Wirtschaft, über die Verteilung des Reichtums, über die Frage, ob Wachstum wirklich das einzige Ziel einer Gesellschaft sein kann, sind aus der Politik herausgenommen worden, weil sie die Grundlagen des Systems in Frage stellen würden. Sie gelten als "nicht verhandelbar", als "Sachzwänge", als "Alternativlosigkeit". Die Politik ist zum Verwalter des Unvermeidlichen geworden, nicht zum Gestalter des Möglichen. Sie ist der Notar, der den Nachlass einer verstorbenen Hoffnung verwaltet, nicht der Architekt, der ein neues Haus baut.

Man muss an dieser Stelle einen Schritt zurücktreten. Die Geschichte der Demokratie ist die Geschichte einer großen Hoffnung, der Hoffnung, dass die Menschen ihr Schicksal selbst in die Hand nehmen können, dass sie nicht länger Objekte der Herrschaft sind, sondern Subjekte ihrer eigenen Geschichte. Diese Hoffnung war nicht naiv; sie wurde erkämpft in Revolutionen, in Kriegen, in zähen

Verhandlungen gegen den Widerstand derer, die ihre Privilegien verteidigten. Und sie war, für einen kurzen historischen Moment, erfolgreich, in der Nachkriegszeit, als die Demokratien des Westens einen Wohlstand schufen, der breite Schichten erreichte, als der Sozialstaat die schlimmsten Auswüchse des Kapitalismus abfederte, als die Politik tatsächlich etwas zu entscheiden hatte. Aber dieser Moment ist vorbei. Die Globalisierung, die Finanzialisierung, die Entfesselung der Märkte haben die Macht von den Nationalstaaten zu den Konzernen und Finanzinstitutionen verschoben. Die Politik ist zu einem Spiel geworden, das in einem immer kleiner werdenden Käfig gespielt wird, die Wände rücken näher, die Möglichkeiten schrumpfen, und die Politiker tun so, als hätten sie noch etwas zu sagen. Sie sind nicht böseartig, nicht einmal unfähig; sie sind Gefangene desselben Systems, das sie verwalten. Sie glauben vielleicht sogar, was sie sagen, dass sie das Beste wollen, dass sie innerhalb der gegebenen Grenzen das Mögliche tun. Aber ihre Vorstellung von dem, was möglich ist, ist bereits von den Grenzen des Systems geprägt. Sie können sich eine andere Welt nicht mehr vorstellen, weil sie zu lange in dieser gelebt haben. Sie sind die perfekten Insassen des Gefängnisses, die nicht nur die Gitter nicht sehen, sondern sie für den Horizont halten.

Und dennoch, das muss an dieser Stelle gesagt sein, um nicht in eine zynische Resignation zu verfallen, ist die Politik nicht einfach eine Verschwörung der Mächtigen gegen die Ohnmächtigen. Sie ist das Ergebnis einer Entwicklung,

die niemand gewollt hat und die doch alle mitvollzogen haben. Die Komplexität der modernen Welt ist real, nicht erfunden; die Globalisierung der Märkte ist nicht rückgängig zu machen durch einen nationalen Wahlausgang; die Macht der Konzerne ist nicht einfach abzustellen durch ein Gesetz. Die Politik ist schwach, weil die Welt komplex ist; und sie ist schwach, weil die Menschen sie schwach gemacht haben, indem sie ihre Energie in die Ökonomie, in den Konsum, in die private Sinnsuche investiert haben, anstatt in die gemeinsame Gestaltung ihrer Verhältnisse. Die Politik ist nicht nur das Opfer der Ablenkungsmaschine; sie ist auch ihr Komplize, weil sie die Illusion der Partizipation aufrechterhält, anstatt die Wahrheit zu sagen: dass der einzelne Bürger in dieser Größe und Komplexität nichts mehr bewirken kann, außer sich selbst zu verwalten. Sie müsste sagen: Wir können euch nicht mehr vertreten, weil wir selbst nicht mehr wissen, wer wir sind und wofür wir stehen. Aber diesen Satz wird kein Politiker aussprechen, weil er das Ende seiner Existenzberechtigung bedeuten würde.

Die Politik als Schattentheater der Partizipation, das ist ihre Funktion in der Ablenkungsmaschine. Sie gibt dir das Gefühl, du seist mündig, während du in Wahrheit nur reagierst. Sie gibt dir das Gefühl, du habest eine Stimme, während du in Wahrheit nur zwischen vorgegebenen Optionen wählst. Sie gibt dir das Gefühl, du seist Teil einer Gemeinschaft, während du in Wahrheit nur ein isolierter Konsument von Politik bist, der seine Meinung konsumiert wie eine Ware. Du wählst die Partei, die zu deinem Le-

bensgefühl passt, wie du die Marke wählst, die zu deinem Kleidungsstil passt. Du identifizierst dich mit deiner Wahl, du verteidigst sie gegen Angriffe, du fühlst dich persönlich getroffen, wenn deine Partei kritisiert wird. Aber du hast keinen Einfluss auf das, was sie tut, sobald sie gewählt ist. Du bist der Kunde, der das Produkt gekauft hat und nun damit leben muss, dass es nicht hält, was die Werbung versprochen hat. Die Politik ist die Fortsetzung der Ökonomie mit anderen Mitteln: Sie ist der Marktplatz der Meinungen, auf dem du deine Stimme gegen die Illusion von Einfluss tauschst. Und du gehst nach Hause, zufrieden mit dir selbst, weil du deine Bürgerpflicht erfüllt hast, ohne zu merken, dass diese Pflicht nur eine weitere Form der Ablenkung ist, die dich davon abhält, die eigentliche Frage zu stellen: Warum bestimmst du über das, was dich angeht, nicht mehr selbst? Und während du noch darüber nachdenkst, ob du bei der nächsten Wahl vielleicht doch die andere Partei wählen solltest, während du dich in den Debatten der Talkshows verfängst, wartet bereits der nächste Apparat. Er ist noch näher an dir dran als die Politik, noch intimer, noch unentrinnbarer. Er dringt nicht nur in deine Überzeugungen ein, sondern in deine Wahrnehmung selbst. Er bestimmt nicht nur, worüber du nachdenkst, sondern wie du fühlst, was du siehst, was du für wirklich hältst. Die Politik war das Schattentheater, die Medien sind die Drogen, die dir das Theater erträglich machen. Hinter der Politik kommen die

Medien. Der Vorhang zum nächsten Raum öffnet sich. Die Maschine läuft. Die Bühne ist noch beleuchtet, aber das Publikum ist schon im Foyer, wo die nächste Vorstellung wartet.

Die Medien

Die Politik war das Schattentheater, ein Spiel, das den Zuschauern das Gefühl gab, sie sähen etwas Bedeutsames, während die eigentlichen Entscheidungen längst hinter der Bühne gefallen waren. Wir haben die Marionetten tanzen sehen, wir haben die leeren Gesten gezählt, wir haben verstanden, dass die Wahl zwischen zwei Masken desselben Gesichts keine Wahl ist, sondern die Perfektionierung der Illusion, es gäbe eine. Doch das Theater der Politik ist nur eine Etage in der Ablenkungsmaschine, und zwar nicht die tiefste, nicht die intimste. Unter der Bühne liegt ein anderer Raum: der Raum, in dem das Rohmaterial der Ablenkung verarbeitet, veredelt, in handliche Portionen zerteilt und direkt in die Gehirne gepumpt wird. Diesen Raum nennen wir die Medien. Was hier geschieht, ist nicht mehr Theater, es ist die industrielle Herstellung von Betäubung in Reinform, eine Fabrik, die keinen anderen Zweck kennt als den, die Aufmerksamkeit ihrer Konsumenten so lange zu binden, bis der Tag vorbei, das Leben gelebt und die Frage nach dem Sinn in der Erschöpfung der Dauerberieselung ertrunken ist. Das ist kein Plan, keine Verschwörung, es ist die emergente Logik eines Systems, das sich selbst optimiert. Die Redakteure, die Algorithmen, die Plattformen, sie alle

folgen nicht einem geheimen Auftrag, sondern einem offenen Imperativ: der Maximierung von Aufmerksamkeit. Dass dieser Imperativ zu einer Fabrik der Betäubung führt, ist nicht gewollt, aber es ist unvermeidlich, solange Aufmerksamkeit die Währung ist, in der abgerechnet wird. Niemand hat beschlossen, den Geist der Menschen zu zerkleinern. Aber das System belohnt die, die es tun, und bestraft die, die es nicht tun. So wird aus vielen kleinen, rationalen Entscheidungen eine große, irrationale Maschine. Kommt mit. Wir betreten jetzt die Fabrikhalle, in der das Rohmaterial der Welt zu einer Paste verarbeitet wird, die satt macht, ohne zu nähren, die beruhigt, ohne zu heilen, die den Geist in einen Zustand versetzt, den man mit einigem Recht als Wachkoma bezeichnen könnte. Die Medien sind nicht, wie sie sich selbst gern darstellen, das Fenster zur Welt. Sie sind der Vorhang, der vor das Fenster gehängt wurde, damit niemand sieht, dass es längst zugemauert ist.

Um zu verstehen, was die Medien mit uns machen, müssen wir zunächst verstehen, was sie sind. Sie sind keine neutrale Infrastruktur, kein öffentliches Gut, kein Dienst an der Demokratie, all diese Beschreibungen sind die geschönten Selbstauskünfte einer Industrie, die genau weiß, dass sie ihre Legitimität aus einer Fiktion bezieht. Die Medien sind Unternehmen. Sie verkaufen keine Ware im klassischen Sinne; sie verkaufen etwas Flüchtigeres: Aufmerksamkeit. Genauer gesagt: Sie verkaufen die gebündelte, gerichtete, messbare Aufmerksamkeit ihrer Konsumenten an jene, die bereit sind, dafür zu bezahlen, an Unter-

nehmen, die Produkte bewerben wollen, an politische Akteure, die Botschaften platzieren müssen, an Interessengruppen, die Stimmungen erzeugen oder verhindern möchten. Der Leser, der Zuschauer, der Nutzer ist in dieser Rechnung nicht der Kunde. Er ist das Produkt. Seine Augen, seine Ohren, seine Zeit, seine Empörung, seine Rührung, seine Angst, all das wird eingesammelt, vermessen, in Zahlen übersetzt und an den Meistbietenden versteigert. Die Medien sind die Auktionshäuser der Aufmerksamkeit, und der Preis, den sie für ihre Dienstleistung verlangen, ist die Seele dessen, der sich ihnen ausliefert. Das ist keine Metapher. Es ist die präzise Beschreibung eines Geschäftsmodells, das in den Redaktionskonferenzen dieser Welt nicht diskutiert, sondern exekutiert wird. Die Frage, die über die Auswahl einer Nachricht entscheidet, ist nicht: "Was müssen die Menschen wissen, um mündige Bürger zu sein?" Die Frage lautet: "Was hält sie vor dem Bildschirm? Was bringt sie dazu, nicht wegzuschalten, nicht weiterzuscrollen, nicht die Seite zu schließen?" Und die Antwort auf diese Frage ist so alt wie die Menschheit selbst und so einfach wie das Einmaleins der Emotion: Empörung, Angst, Neugier, Schadenfreude, sexuelle Erregung, moralische Überlegenheit, das wohlige Gefühl, zu den Guten zu gehören, während man die Bösen betrachtet.

Die Medien haben diese Emotionen nicht erfunden, sie lagen bereit, tief eingeschrieben in die pleistozäne Hardware, die wir in Kapitel 1 beschrieben haben. Der Drang, Bedrohungen zu erkennen, soziale Verstöße zu ahnden, den

eigenen Status in der Gruppe zu sichern, all das sind archaische Algorithmen, die in der Savanne überlebenswichtig waren und in der Moderne zu Rohstoffen geworden sind, die sich abbauen lassen wie Kohle oder Öl. Die Medien sind die Bergwerke der menschlichen Emotion. Sie fördern Empörung, wo immer sie ein Flöz finden; sie verarbeiten Angst zu handlichen Schlagzeilen; sie raffinieren moralische Entrüstung zu einem Treibstoff, der die Maschinerie der Aufmerksamkeit am Laufen hält. Und wie bei jedem Rohstoff gilt auch hier: Je mehr man fördert, desto mehr braucht man, um denselben Ertrag zu erzielen. Die Empörung von gestern ist die Langeweile von heute. Was gestern noch einen Aufschrei auslöste, der Skandal, die Provokation, die Grenzüberschreitung, ist morgen bereits Normalität, übermorgen nicht mehr erwähnenswert. Also muss die Dosis erhöht werden. Die Nachrichten müssen greller, die Bilder schockierender, die Überschriften reißerischer werden, um noch denselben Aufmerksamkeitspegel zu erzielen. Es ist das Gesetz der abnehmenden Empfindlichkeit, das wir bereits im Belohnungssystem des Individuums beobachtet haben, nur dass es hier nicht um Dopamin geht, sondern um kollektive Erregung. Der Mechanismus ist derselbe: Die ständige Stimulation stumpft das System ab, und die abgestumpfte Reaktion verlangt nach stärkerer Stimulation. Die Medien sind nicht nur Betäubungsmittel, sie sind Betäubungsmittel, die süchtig machen nach immer mehr Betäubung.

Irgendwann im Laufe des zwanzigsten Jahrhunderts vollzog sich eine stille, kaum bemerkte Operation am Körper der öffentlichen Information. Man könnte sie als die große Verwandlung bezeichnen: die Verwandlung von Nachrichten in Unterhaltung, von Information in Betäubung, von dem, was man wissen musste, in das, was man sehen wollte. Es war keine Verschwörung, es war die logische Konsequenz eines Systems, das seine eigenen Produktionsbedingungen optimierte und dabei den Zweck dem Mittel unterwarf. Früher einmal, so die Legende, und wie alle Legenden enthält sie einen Kern von Wahrheit, gab es so etwas wie einen Informationsauftrag. Die Nachrichten sollten berichten, was in der Welt geschah, damit die Bürger informierte Entscheidungen treffen konnten. Ob diese Legende jemals der Realität entsprach, sei dahingestellt; entscheidend ist, dass sie heute nicht einmal mehr als Legende funktioniert. Die Nachrichten von heute berichten nicht, was in der Welt geschieht, sie berichten, was in der Welt Aufmerksamkeit erregt. Und das sind zwei völlig verschiedene Dinge. Der Unterschied lässt sich an einem einfachen Beispiel verdeutlichen. Ein Erdbeben in einem fernen Land, bei dem Tausende sterben, ist eine Nachricht. Aber es ist eine Nachricht, die schnell verblasst, weil sie zu groß, zu abstrakt, zu weit weg ist, um die Empörungsmaschine länger als einen Tag zu füttern. Der Fehltritt eines Prominenten hingegen, eine missglückte Frisur, ein unbedachter Satz, ein zehn Jahre alter Tweet, das ist Material, aus dem sich tagelange Kampagnen stricken lassen. Es ist persönlich, es ist

konkret, es bietet Identifikation und Abgrenzung, es erlaubt dem Konsumenten, sich moralisch überlegen zu fühlen, ohne auch nur einen Finger krumm machen zu müssen. Das Erdbeben fordert nichts von ihm, außer vielleicht eine Spende, die er mit einem Klick erledigen kann. Der Promi-Skandal hingegen fordert alles: Empörung, Kommentare, das Teilen der eigenen Meinung, das Gefühl, Teil einer Bewegung zu sein, die das Böse bekämpft, indem sie es benennt. Die Medien haben verstanden, dass das Erdbeben schlecht fürs Geschäft ist und der Promi-Skandal gut. Also berichten sie nicht mehr über das Erdbeben, oder wenn, dann nur in der Form, in der es sich dem Unterhaltungsformat fügt: mit bewegenden Einzelschicksalen, mit heldenhaften Rettern, mit tränenerstickten Interviews, die das große, unverständliche Leid auf eine konsumierbare Größe herunterbrechen. Die Katastrophe wird zur Soap Opera, der Krieg zum Actionfilm, die Politik zum Reality-TV. Was nicht in dieses Format passt, was zu komplex, zu langsam, zu wenig emotional aufgeladen ist, fällt durch das Raster. Nicht weil es unwichtig wäre, sondern weil es sich nicht verkaufen lässt.

Die große Verwandlung hat dazu geführt, dass die Grenze zwischen Information und Unterhaltung nicht nur verschwommen, sondern vollständig aufgelöst ist. Es gibt keine Nachrichten mehr, die nicht zugleich Unterhaltung sind; es gibt keine Unterhaltung mehr, die nicht den Anspruch erhebt, relevant zu sein. Die Tagesschau ist eine Show, die Late-Night-Show ist eine Nachrichtensendung, und der

Unterschied zwischen beiden besteht nur noch in der Farbe der Krawatten. Der Zuschauer weiß längst nicht mehr, ob er informiert oder unterhalten wird, und genau das ist der Punkt. Denn wer nicht weiß, was mit ihm geschieht, kann sich nicht dagegen wehren. Die Verwandlung von Information in Betäubung ist dann am perfektsten, wenn der Betäubte glaubt, er werde informiert.

Die industrielle Revolution der Medien hat im einundzwanzigsten Jahrhundert eine neue Stufe erreicht. Zu den alten Fabriken, Zeitungen, Radio, Fernsehen, sind neue hinzugekommen, die nicht mehr mit Druckerschwärze und Funkwellen arbeiten, sondern mit Datenströmen und maschinellem Lernen. Die sozialen Plattformen, die Suchmaschinen, die Nachrichtenaggregatoren sind nicht einfach nur weitere Medien; sie sind Medien zweiter Ordnung, die nicht selbst Inhalte produzieren, sondern die Inhalte aller anderen filtern, sortieren, gewichten und dem Einzelnen in einer Reihenfolge präsentieren, die ihm das Gefühl gibt, er habe sie selbst gewählt. Der Algorithmus ist die unsichtbare Hand, die den Feed des Nutzers zusammenstellt. Er kennt die Vorlieben, die Schwächen, die Triggerpunkte seines Opfers besser als jeder menschliche Redakteur es je könnte, nicht weil er besonders intelligent wäre, sondern weil er unermüdlich ist, weil er jeden Klick, jede Verweildauer, jedes Scrollverhalten speichert und in Echtzeit in die Optimierung der nächsten Auswahl einfließen lässt. Der Algorithmus weiß nicht, was wahr ist; er weiß nur, was wirkt. Und er liefert, was wirkt, unabhängig davon, ob es wahr,

relevant oder auch nur erträglich ist. Die Konsequenz dieser personalisierten Ablenkung ist das, was man mit einem mittlerweile abgenutzten, aber dennoch präzisen Begriff als Echokammer bezeichnet. Der Nutzer bekommt nicht die Welt zu sehen, sondern einen Spiegel seiner selbst, genauer: einen Zerrspiegel, der die eigenen Vorurteile, Ängste und Wünsche vergrößert und alles andere ausblendet. Wer einmal auf einen Artikel über die Gefahren der Migration geklickt hat, bekommt weitere Artikel über die Gefahren der Migration. Wer sich für alternative Heilmethoden interessiert, bekommt immer radikalere Abhandlungen über die Verschwörung der Pharmaindustrie. Wer ein Video über die Ungerechtigkeit der Welt gesehen hat, wird mit Videos über die noch größere Ungerechtigkeit der Welt gefüttert. Das ist kein Zufall, kein technischer Unfall, es ist das Geschäftsmodell. Die Plattformen verdienen ihr Geld mit der Zeit, die der Nutzer auf ihnen verbringt. Je länger er bleibt, desto mehr Werbung kann ihm gezeigt werden. Und was hält ihn länger als die Bestätigung seiner eigenen Weltsicht? Was fesselt ihn mehr als die Empörung über die anderen, die offensichtlich falsch liegen? Der Algorithmus hat keine politische Agenda; er hat nur eine Agenda der Verweildauer. Aber diese Agenda führt, ohne dass es jemand geplant hätte, zu genau jener Polarisierung, die wir heute in allen westlichen Gesellschaften beobachten. Der Algorithmus ist der große Spalter, nicht weil er spalten will, sondern weil Spaltung die Aufmerksamkeit bindet wie kaum etwas anderes.

Der Nutzer in seiner Echokammer glaubt, er sei informiert. In Wahrheit ist er betäubt, betäubt von der ständigen Bestätigung, dass er recht hat, betäubt von der Empörung über die, die unrecht haben, betäubt von der Endlosschleife aus immer gleichen Inhalten, die sich nur in der Schattierung ihrer Radikalität unterscheiden. Er scrollt und scrollt und scrollt, und während seine Finger über das Glas gleiten, vergeht die Zeit, die er hätte nutzen können, um etwas zu tun, was nicht auf einem Bildschirm stattfindet. Er ist nicht wach; er ist in einem Zustand der Dämmerung, in dem die Grenze zwischen Information und Betäubung, zwischen Welt und Bildschirm, zwischen Selbst und Spiegel so vollständig verschwunden ist, dass er sie nicht einmal mehr sucht.

Wir haben in Kapitel 2 gesehen, wie der individuelle Organismus auf die Dauerbelastung der Moderne reagiert: mit einer Absenkung der Empfindlichkeit, mit einer Abstumpfung, die das Unerträgliche erträglich macht, indem sie es zur Normalität erklärt. Was dort für das neuro-endokrine System beschrieben wurde, gilt ebenso für den kollektiven Gefühlshaushalt einer Gesellschaft, die von den Medien in einem Zustand permanenter Erregung gehalten wird. Auch hier gibt es so etwas wie eine Gewöhnung, eine Abnutzung, eine Erschöpfung der Empörung. Am Anfang steht der Schock. Ein Bild von ertrinkenden Flüchtlingskindern, ein Video von Polizeigewalt, eine Nachricht von einem Terroranschlag, der Körper reagiert, das Herz schlägt schneller, die Empörung steigt auf, der Drang, etwas zu tun, zu teilen,

zu kommentieren, ist überwältigend. Aber das nächste Bild kommt sofort. Und das übernächste. Und das überübernächste. Der Feed reißt nicht ab, die Katastrophen nehmen kein Ende, die Empörung wird zur Daueraufgabe. Und irgendwann, schleichend, kaum merklich, stellt sich die Erschöpfung ein. Nicht die Erschöpfung des Körpers, sondern die Erschöpfung der Seele, die nicht mehr kann, was sie soll: fühlen. Der Medienkonsument von heute ist ein emotionaler Marathonläufer, der seit Jahren jeden Tag einen Marathon läuft. Seine Muskeln sind nicht stärker geworden, sie sind abgestorben. Er sieht das Bild des ertrinkenden Kindes und spürt nichts mehr. Nicht weil er ein schlechter Mensch wäre, sondern weil sein Apparat der Empathie unter der Dauerbelastung kollabiert ist. Er hat zu viel gesehen, zu oft, zu schnell hintereinander, und sein einzig verbleibender Schutzmechanismus war die Abstumpfung. Die Medien, die ihn ständig mit den Schrecken der Welt konfrontieren, haben ihm die Fähigkeit genommen, auf den Schrecken zu reagieren. Sie haben ihn nicht empörter gemacht, sie haben ihn empfindungslos gemacht. Das ist der tiefste, der unheimlichste Effekt der Betäubungsmittel-Industrie. Sie liefert nicht nur Ablenkung von der Leere, sie zerstört die Fähigkeit, die Leere überhaupt noch zu spüren. Sie macht aus empfindsamen Wesen Zuschauer, die alles gesehen haben und nichts mehr fühlen, die jede Katastrophe kennen und keine mehr berührt, die über das Elend der Welt informiert sind wie über das Wetter, als eine Gegebenheit, die man zur Kenntnis nimmt, ohne

den Impuls, sie zu ändern. Der perfekte Konsument der Medien ist nicht der Wütende, nicht der Empörte, nicht der Engagierte. Der perfekte Konsument ist der Erschöpfte, der weiterscrollt, weil er nichts Besseres zu tun hat, und der beim Anblick des nächsten Skandals nicht einmal mehr mit der Wimper zuckt.

Die Erschöpfung der Empörung ist die stillste, aber wirksamste Form der Betäubung. Sie braucht keine Pillen, keine Nadeln, keine Substanzen, sie braucht nur den endlosen Strom von Bildern, Nachrichten, Meinungen, der den Geist so lange überschwemmt, bis er aufgibt. Der so Betäubte ist nicht bewusstlos; er ist wacher denn je, zumindest dem Anschein nach. Er liest, er schaut, er kommentiert, er teilt. Aber hinter dieser Aktivität verbirgt sich eine tiefe, unheilbare Passivität. Er reagiert nur noch, er handelt nicht mehr. Er ist der ideale Bewohner der Ablenkungsmaschine: wach genug, um zu funktionieren, und taub genug, um nicht zu fragen, wofür.

Es gibt ein letztes, besonders heimtückisches Element in der Architektur der medialen Betäubung: das Versprechen der Verbindung. Die sozialen Medien heißen nicht zufällig so. Sie geben vor, das zu liefern, was die Ur-Trennung zerrissen hat, Gemeinschaft, Austausch, das Gefühl, nicht allein zu sein. Der einsame Mensch, der abends in seiner Wohnung sitzt und durch die Profile seiner Bekannten scrollt, glaubt, er sei in Kontakt. Er sieht ihre Bilder, ihre Urlaube, ihre Kinder, ihre Mahlzeiten; er weiß, was sie denken, was sie fühlen, worüber sie sich empören. Und er

glaubt, das sei Nähe. Es ist keine Nähe. Es ist die Simulation von Nähe, ein Trugbild, das die Sehnsucht nach Verbindung nicht stillt, sondern in eine neue, noch grausamere Form der Einsamkeit verwandelt. Der Nutzer ist umgeben von den Schatten seiner Mitmenschen, von ihren kuratierten, gefilterten, optimierten Versionen ihrer selbst, und er vergleicht diese Schatten mit seinem eigenen, ungeschönten, chaotischen Inneren. Das Ergebnis ist nicht Verbundenheit, sondern das Gefühl, nicht zu genügen, nicht genug zu erleben, nicht genug zu sein, nicht genug zu glänzen. Die sozialen Medien sind die große Bühne, auf der jeder sein eigenes Theaterstück aufführt, und das Publikum, das applaudiert, besteht aus lauter Schauspielern, die nur darauf warten, selbst auf die Bühne zu dürfen. Die Einsamkeit, die in Kapitel 3 als soziales Symptom beschrieben wurde, findet in den Medien ihren perfekten Verstärker. Sie ist nicht verschwunden, sie ist nur unsichtbarer geworden, versteckt hinter den Bildschirmen, den Likes, den Kommentaren, die eine Nähe vorgaukeln, die keine ist. Der Nutzer, der sich verbunden fühlt, ist in Wahrheit isolierter als der Einsiedler in seiner Hütte. Denn der Einsiedler weiß um seine Einsamkeit; er hat sich mit ihr arrangiert oder kämpft gegen sie an. Der Mediennutzer hingegen lebt in der Illusion der Verbindung und wundert sich, warum er sich dennoch so allein fühlt. Die Betäubung durch die Medien ist auch hier perfekt: Sie gibt ihm das Gefühl, das Problem sei gelöst, während sie es in Wirklichkeit nur vertieft.

Die Medien sind nicht das Ende der Ablenkungsmaschine. Sie sind nur eine ihrer Etagen, besonders perfide, weil sie so tief in den Alltag eingewoben ist, dass der moderne Mensch sie nicht mehr als das erkennt, was sie ist: eine Fabrik zur Herstellung von Betäubung. Doch hinter den Bildschirmen, hinter den Schlagzeilen, hinter den endlosen Feeds wartet eine andere Institution, die noch früher ansetzt, noch grundlegender wirkt. Bevor der Mensch zum Konsumenten der Medien wird, ist er bereits etwas anderes gewesen: ein Schüler. Und die Schule, die ihn formte, ist nicht der Ort der Befreiung, als den sie sich ausgibt, sie ist die Werkstatt, in der der innere Wärter geschmiedet wird, lange bevor der erste Blick auf einen Bildschirm fällt. Die Medien betäuben den, der schon betäubt ist. Die Schule bereitet ihn darauf vor, betäubt zu werden. Folge mir.

Das Bildungssystem

Die Medien haben wir durchschritten, jenen flirrenden Raum der Dauerberieselung, in dem die Nachrichten zu Betäubungsmitteln werden und die Algorithmen deine Aufmerksamkeit in immer kleinere Einheiten zerhacken, bis du nicht mehr weißt, ob du noch fühlst oder nur noch reagierst. Doch die Medien sind nur der Verstärker einer Stimme, die viel früher in dir installiert wurde, lange bevor du den ersten Bildschirm berührtest, lange bevor du die erste Schlagzeile lasest, lange bevor du lerntest, dass die Welt ein einziges großes Ablenkungsmanöver ist. Diese Stimme wurde dir eingepflanzt in einem Raum, den du für einen Ort

der Befreiung hieltest, für eine Werkstatt des Geistes, für die Pforte zur Welt. Du nanntest diesen Raum Schule. Und du ahntest nicht, dass du in ihm nicht zum Denken erzogen wurdest, sondern zum Gehorchen; nicht zum Fragen, sondern zum Funktionieren; nicht zum Leben, sondern zum Überleben in der Maschine, die dich längst erwartete.

Erinnere dich. Erinnere dich an den Geruch von Kreidestaub und Bohnervachs, an das grelle Licht der Neonröhren, das keine Schatten duldete, an das Kratzen der Füllfederhalter auf kariertem Papier, an die Uhr über der Tafel, deren Zeiger sich langsamer bewegten als dein Herzschlag, wenn du auf den Pausengong wartetest. Erinnere dich an die Stille, wenn der Lehrer eine Frage stellte, nicht die Stille des gemeinsamen Nachdenkens, sondern die Stille der Angst, etwas Falsches zu sagen, die Stille des angelernten Schweigens, die Stille derer, die längst gelernt hatten, dass es nicht auf die Antwort ankommt, sondern darauf, nicht aufzufallen. Erinnere dich an die Blicke, die dich taxierten, die Noten, die dich sortierten, die Sitzordnung, die dich an einen Platz fesselte, den du nicht gewählt hattest. Erinnere dich an den ersten Tag, an dem du deine Neugier vor der Tür abgabst wie einen nassen Regenschirm, weil drinnen kein Platz für sie war.

Die Schule ist kein Ort der Bildung. Sie war es nie. Sie ist die Werkstatt, in der der innere Wärter geschmiedet wird, jene Stimme, die fortan jedes Bedürfnis nach Abweichung, nach Muße, nach echtem Fragen im Keim erstickt, noch bevor es den Mund erreicht. Sie ist die Institution, die den

wilden, fragenden, unangepassten Geist des Kindes in die Form presst, die die Ablenkungsmaschine braucht: gefügig, leistungsbereit, gewöhnt an die Bewertung durch andere, unfähig, die eigenen Fragen noch zu hören. Wer verstehen will, warum der moderne Mensch so bereitwillig in die Ökonomie, die Politik, die Medien und all die anderen Apparate der Ablenkung marschiert, muss verstehen, was in diesen frühen Jahren mit ihm geschehen ist, nicht durch böse Absicht, sondern durch die stumme, unerbittliche Logik eines Systems, das sich seine Arbeitskräfte selbst erzieht.

Es gibt fünf Lektionen, die ich hier benennen möchte. Die erste und grundlegendste Lektion, die die Schule erteilt, ist die Lektion des Sitzens. Das kleine Kind, das eben noch gerannt, geklettert, getobt ist, das die Welt mit allen Sinnen begriffen hat, das jeden Stein umgedreht, jede Pflütze durchwatet, jeden Käfer beobachtet hat, dieses Kind wird nun auf einen Stuhl gesetzt und soll stillhalten. Nicht für eine Minute, nicht für eine Stunde, sondern für den größten Teil des Tages, Tag für Tag, Jahr für Jahr. Der Körper, dieses wunderbare Instrument der Welterfahrung, wird zum Störfaktor erklärt. Die Bewegung, der natürliche Rhythmus von Anspannung und Entspannung, wird unterdrückt. Das Kind lernt, dass sein Körper nicht ihm gehört, sondern der Institution, die über seine Verwendung bestimmt. Es lernt, die Signale seines Körpers zu ignorieren, den Drang, sich zu strecken, die Müdigkeit, die Unruhe, den Hunger. Es lernt, dass es funktionieren muss, egal, was der Körper sagt.

Diese Lektion ist die Grundlage für alles Weitere: für die Lohnarbeit, die keine Rücksicht auf den Biorhythmus nimmt; für den Konsum, der die Erschöpfung mit schnellen Belohnungen betäubt; für die Politik, die den stillsitzenden Bürger braucht, der nicht aufspringt und Fragen stellt.

Die zweite Lektion ist die Lektion der Glocke. Die Schule zerhackt die Zeit in kleine, gleichförmige Einheiten, fünfundvierzig Minuten Mathematik, dann fünf Minuten Pause, dann fünfundvierzig Minuten Deutsch, dann fünfzehn Minuten Hofpause, dann wieder fünfundvierzig Minuten. Das Kind lernt, dass seine Aufmerksamkeit nicht ihm gehört, sondern einem Stundenplan, den andere gemacht haben. Es lernt, dass es auf Kommando interessiert sein muss und auf Kommando wieder abschalten darf. Es lernt, dass die Welt aus Fächern besteht, die nichts miteinander zu tun haben, hier die Zahlen, dort die Wörter, dort die längst toten Könige, und dass die Verbindungen zwischen ihnen nicht interessieren. Die ganzheitliche, neugierige Wahrnehmung des Kindes, für das alles mit allem zusammenhängt, wird zerstückelt und in Schubladen sortiert. Das Kind lernt, dass Denken bedeutet, innerhalb der vorgegebenen Fächer zu bleiben, nicht, die Grenzen zwischen ihnen zu überschreiten. Diese Lektion ist die Vorbereitung auf die Arbeitsteilung der Moderne, in der jeder nur noch sein kleines Rädchen kennt und das Ganze aus dem Blick verliert.

Die dritte Lektion ist die Lektion der Note. Das Kind, das eben noch um seiner selbst willen gemalt, gebaut, gesungen hat, das stolz war auf das, was es geschaffen hatte, einfach weil es sein Werk war, dieses Kind lernt nun, dass sein Werk nichts zählt, solange es nicht bewertet wird. Die Note tritt an die Stelle der eigenen Freude. Die Rückmeldung des Lehrers ersetzt das eigene Urteil. Das Kind lernt, seinen Wert an einer Zahl zu messen, die andere über es verhängen. Es lernt, dass es nicht darauf ankommt, etwas zu verstehen, sondern darauf, die richtige Antwort zu geben. Es lernt, dass Fehler nicht der Weg zur Erkenntnis sind, sondern Makel, die den Wert mindern. Es lernt, sich mit anderen zu vergleichen, die besser oder schlechter abschneiden, und seinen Platz in einer Rangordnung zu finden, die nichts mit seinen wirklichen Fähigkeiten zu tun hat, sondern nur mit seiner Anpassung an die geforderten Leistungen. Diese Lektion ist die Vorbereitung auf die Ökonomie, in der der Wert des Menschen an Gehalt, Bonus und Leistungskennzahlen gemessen wird; auf die Statusangst, die ihn durchs Leben peitscht; auf den inneren Tyrannen, der ihm unablässig zuflüstert, dass er nicht genug ist.

Die vierte Lektion ist die Lektion des Gehorsams. Die Schule ist eine Bühne, auf der die Machtverhältnisse der Gesellschaft im Kleinen eingeübt werden. Der Lehrer steht vorne, die Schüler sitzen in Reihen. Der Lehrer spricht, die Schüler schweigen. Der Lehrer fragt, die Schüler antworten, aber nur, wenn sie aufgerufen werden. Der Lehrer bestimmt, was wichtig ist und was nicht, was richtig ist und was falsch,

wann geredet wird und wann geschwiegen, wann gelacht wird und wann Ernst herrscht. Das Kind lernt, dass es eine Autorität gibt, der es sich zu fügen hat, ohne dass diese Autorität sich rechtfertigen müsste. Es lernt, dass Widerspruch bestraft wird, nicht immer mit schlechten Noten, aber mit dem Entzug von Anerkennung, mit dem Gefühl, aus der Gemeinschaft der Angepassten ausgeschlossen zu sein. Es lernt, dass es sicherer ist, die eigene Meinung für sich zu behalten, die eigenen Fragen zu unterdrücken, die eigene Kreativität in die Bahnen zu lenken, die der Lehrer vorgibt. Diese Lektion ist die Vorbereitung auf die Politik, in der der Bürger lernt, dass seine Stimme nichts ändert; auf die Arbeitswelt, in der der Vorgesetzte bestimmt und der Angestellte ausführt; auf die gesamte Ablenkungsmaschine, die nur funktioniert, solange ihre Insassen nicht aufbegehren.

Die fünfte Lektion ist die subtilste und zugleich die nachhaltigste: die Lektion der Selbstdisziplinierung. Die Schule installiert nicht nur einen äußeren Wärter in Gestalt des Lehrers, der Noten, der Klassenregeln, sie installiert vor allem einen inneren Wärter, der die Arbeit des äußeren fortsetzt, auch wenn niemand zusieht. Das Kind lernt, sich selbst zu kontrollieren, seine Impulse zu unterdrücken, seine Neugier zu zügeln, seine Müdigkeit zu überspielen. Es lernt, die Stimme des Lehrers zu verinnerlichen, bis sie zu seiner eigenen wird. Irgendwann braucht es keinen Lehrer mehr, der ihm sagt, dass es still sitzen soll, es sitzt von selbst still, weil die innere Stimme es befiehlt. Irgendwann braucht

es keine Note mehr, um zu wissen, dass seine Leistung nicht genügt, die innere Stimme sagt es ihm, noch bevor der Lehrer den Test zurückgibt. Irgendwann braucht es keinen äußeren Zwang mehr, um zu funktionieren, es funktioniert von selbst, weil es gelernt hat, dass es keinen anderen Weg gibt. Diese Lektion ist die Vollendung der Erziehung zur Ablenkungsmaschine: Der Gefangene ist sein eigener Wärter geworden, und er hält seine Zelle für sein Zuhause.

Doch die Schule wäre nicht die perfekte Werkstatt der Ablenkungsmaschine, wenn sie nur unterwerfen würde. Ihre eigentliche Perfidie liegt darin, dass sie die Unterwerfung als Befreiung tarnt, die Selektion als Chancengleichheit, die Reproduktion der sozialen Ungleichheit als gerechte Belohnung von Leistung. Die Schule erzählt die große Legende der Meritokratie: Jeder kann es schaffen, wenn er sich nur genug anstrengt. Die Note misst nicht deine Herkunft, sondern deine Leistung. Der Bildungsabschluss ist der Lohn für deine Mühe, nicht das Erbe deiner Eltern. Diese Legende ist so wirkmächtig, dass selbst diejenigen an sie glauben, die täglich das Gegenteil erleben. Das Arbeiterkind, das mit leerem Magen und ohne eigenes Zimmer in die Schule kommt, soll denselben Stoff bewältigen wie das Akademikerkind, das zu Hause einen Schreibtisch, Nachhilfe und bildungsbeflissene Eltern hat. Das Migrantenkind, das die Sprache des Unterrichts erst lernen muss, soll mit denselben Maßstäben gemessen werden wie das Kind, das mit dieser Sprache aufgewachsen ist. Das Kind mit einer Lernbehinderung, mit Traumata, mit psychischen Belastungen soll

funktionieren wie das Kind, das behütet und gefördert aufwächst. Die Schule tut so, als seien alle gleich, und bestraft diejenigen, die diese Gleichheit nicht einlösen können, mit schlechten Noten, mit niedrigeren Abschlüssen, mit der Zuweisung zu den unteren Rängen der gesellschaftlichen Hierarchie.

Die statistische Evidenz ist erdrückend: Der Bildungserfolg eines Kindes in Deutschland, in Österreich, in der Schweiz hängt stärker von der Herkunft seiner Eltern ab als von seinen eigenen Fähigkeiten. Die Schule ist nicht der Ort, an dem soziale Ungleichheit ausgeglichen wird, sie ist der Ort, an dem soziale Ungleichheit in Bildungsungleichheit übersetzt und damit legitimiert wird. Der Sohn des Arztes wird Arzt, die Tochter der Putzfrau wird Putzfrau, aber beide glauben, dass sie diesen Platz durch eigene Leistung erreicht haben. Der Arztsohn hält sich für begabt, die Putzfrauentochter hält sich für unfähig. Keiner von beiden sieht, dass das Rennen von Anfang an manipuliert war, dass die einen mit Vorsprung starteten und die anderen mit Bleigewichten an den Füßen. Die Schule ist der große Gleichmacher, der die Ungleichheit zementiert. Sie gibt den Verlierern das Gefühl, sie seien selbst schuld an ihrer Niederlage, und den Gewinnern das Gefühl, sie hätten ihren Sieg verdient. Sie entpolitisiert die soziale Frage, indem sie sie in eine Frage der individuellen Leistung verwandelt. Sie

ist das perfekte ideologische Instrument der Akkumulationsmaschine: Sie sorgt dafür, dass die Ausgebeuteten ihre Ausbeutung als gerecht empfinden, weil sie in der Schule gelernt haben, dass sie einfach nicht gut genug waren.

Man würde der Schule Unrecht tun, wenn man sie nur als Anstalt der Unterdrückung beschriebe, ohne den Blick auf diejenigen zu richten, die in ihr arbeiten. Der Lehrer ist nicht einfach der Vollstrecker eines bösen Plans, er ist selbst ein Gefangener der Maschine, ein Wärter, der seine eigene Zelle bewacht und dafür auch noch dankbar sein soll. Er hat einst mit Idealen begonnen, mit dem Wunsch, junge Menschen zu bilden, zu fördern, für das Leben zu begeistern. Und dann kam die Realität: überfüllte Klassen, ein überfrachteter Lehrplan, der keine Zeit für Vertiefung lässt, bürokratische Vorgaben, die jede Kreativität ersticken, Eltern, die ihn als Dienstleister betrachten, Kinder, die längst von den Medien so überreizt sind, dass sie sich für nichts mehr begeistern lassen, Kollegen, die abgestumpft und ausgebrannt nur noch ihre Stunden absitzen. Der Lehrer ist der Sisyphos der Ablenkungsmaschine: Jeden Tag rollt er den Stein der Bildung den Berg hinauf, und jeden Tag rollt er wieder herunter. Er weiß, dass er gegen die Übermacht der Verhältnisse nicht ankommt, dass die Schule nicht bildet, sondern sortiert, dass die Kinder nicht lernen, sondern funktionieren. Aber er kann es sich nicht eingestehen, weil das Eingeständnis das Ende seiner beruflichen Existenz bedeuten würde. Also macht er weiter, passt sich an, senkt seine Ansprüche, wird zynisch oder gleichgültig oder

flüchtet sich in die Illusion, dass er doch den einen oder anderen erreicht. Er ist der Wärter, der selbst gefangen ist, und er weiß es, aber er darf es nicht wissen, weil er sonst den Dienst quittieren müsste, und wovon sollte er dann leben?

Die Schule zerstört nicht nur die Kinder; sie zerstört auch die Lehrer. Der Burnout unter Pädagogen ist epidemisch, die Frühpensionierungen sind Legion, die Klagen über den Schulalltag füllen die Lehrerzimmer. Aber das System kann diese Zerstörung verkraften, weil es immer neue Idealisten gibt, die nachrücken, die es besser machen wollen, die an die Kraft der Bildung glauben, und die dann, Jahr für Jahr, von der Maschine zermahlen werden. Der Lehrer ist das notwendige Opfer, das die Schule bringt, um ihre Funktion zu erfüllen: nicht Bildung, sondern Disziplinierung, nicht Förderung, sondern Selektion, nicht Befreiung, sondern Vorbereitung auf das Gefängnis.

Es gibt eine Lektion, die in keinem Lehrplan steht und die doch jede Stunde erteilt wird: die Lektion, dass Gefühle Störungen sind. Das Kind, das traurig ist, weil seine Katze gestorben ist, soll sich auf den Matheunterricht konzentrieren. Das Kind, das wütend ist, weil es in der Pause gehänselt wurde, soll seine Wut herunterschlucken und still sitzen. Das Kind, das vor Begeisterung sprudelt, weil es etwas Spannendes entdeckt hat, soll warten, bis es aufgerufen wird. Das Kind, das sich langweilt, weil der Stoff es nicht interessiert, soll so tun, als ob es zuhört. Die Schule ist ein Ort der systematischen Emotionsunterdrückung. Was nicht

in das Raster der erwarteten Verhaltensweisen passt, wird sanktioniert, nicht immer durch Strafe, sondern durch den Entzug von Aufmerksamkeit, durch die Abwertung als "unreif" oder "störend", durch die Zuschreibung von Defiziten. Das Kind lernt, dass seine Gefühle keinen Platz haben in der Welt der Erwachsenen. Es lernt, sie zu verstecken, zu unterdrücken, zu verleugnen. Es lernt, dass es besser ist, nichts zu fühlen, als falsch zu fühlen. Diese Lektion ist die Vorbereitung auf die emotionale Abstumpfung, die wir in den Medien beobachtet haben; auf die Tyrannei der Positivität, die uns später beschäftigen wird; auf die Unfähigkeit, in der Liebe wirklich präsent zu sein, weil man verlernt hat, die eigenen Gefühle überhaupt noch wahrzunehmen. Die Schule entlässt nicht nur gehorsame, leistungsbereite, an Bewertung gewöhnte Subjekte, sie entlässt auch emotional amputierte Wesen, die nicht mehr wissen, was sie fühlen, und die dieses Nicht-Wissen für Normalität halten.

In den letzten Jahrzehnten hat sich eine neue, besonders perfide Entwicklung vollzogen: die Ökonomisierung des Bildungswesens. Die Schule, die schon immer eine Werkstatt der Disziplinierung war, wird nun nach betriebswirtschaftlichen Kriterien umgebaut. Bildung wird zur Ware, Lernen zum Humankapital, der Schüler zum Kunden, der Lehrer zum Dienstleister, die Schule zum Unternehmen, das sich im Wettbewerb behaupten muss. PISA-Studien, Bildungsstandards, Qualitätsmanagement, Evaluationen, Rankings, das Vokabular der Betriebswirtschaft hat die pädagogische Sprache vollständig kolonisiert. Die Folgen sind

verheerend. Der Lehrplan wird auf das reduziert, was messbar ist. Die Fächer, die sich nicht in Tests abfragen lassen, Kunst, Musik, Theater, Philosophie, werden marginalisiert. Die Lehrer werden gezwungen, ihre Schüler auf standardisierte Prüfungen zu drillen, anstatt sie zum Denken anzuregen. Die Kreativität, die Muße, das zweckfreie Lernen, das Staunen, all das hat keinen Platz mehr in einer Schule, die ihre Effizienz an den Testergebnissen misst. Die Schule wird zur Fabrik, die standardisierte Arbeitskräfte produziert, und die Qualität dieser Arbeitskräfte bemisst sich nicht an ihrer Fähigkeit zu denken, sondern an ihrer Fähigkeit, die richtigen Kreuze in Multiple-Choice-Tests zu machen.

Die Universität setzt diese Entwicklung fort und radikalisiert sie. Die Bologna-Reform hat das Studium in Module zerlegt, die wie Bausteine eines Baukastens zusammengesetzt werden müssen. Jede Veranstaltung wird mit Credit Points bewertet, jede Prüfung ist eine Hürde auf dem Weg zum Zertifikat. Der Student lernt nicht mehr, um zu verstehen, er lernt, um zu bestehen. Er optimiert seinen Studienverlauf nach dem geringsten Widerstand, wählt die Seminare nicht nach Interesse, sondern nach dem Arbeitsaufwand, schreibt seine Hausarbeiten so, dass sie den formalen Kriterien genügen, ohne einen eigenen Gedanken zu enthalten. Er wird zum Unternehmer seiner selbst, der sein Humankapital verwaltet, seine Zeit effizient einsetzt, seine Leistung in Noten und Punkten misst. Die Universität ist nicht mehr der Ort der zweckfreien Forschung und der freien

Gedanken, sie ist die höhere Schule der Selbstoptimierung, die letzte Stufe der Werkstatt des inneren Wärters, bevor der Gefangene endgültig in die Ablenkungsmaschine entlassen wird.

Die Schule ist keine Verschwörung finsterner Mächte gegen die Freiheit des Kindes. Sie ist das Ergebnis einer historischen Entwicklung, in der die Industriegesellschaft eine Institution brauchte, die aus Bauernkindern Fabrikarbeiter machte, pünktlich, gehorsam, an monotone Tätigkeiten gewöhnt. Die preußische Volksschule, die sich im 19. Jahrhundert in Deutschland durchsetzte, war explizit als Disziplinaranstalt konzipiert: Die Kinder sollten lernen, still zu sitzen, Befehle auszuführen, sich in eine Hierarchie einzufügen. Die Inhalte waren zweitrangig; entscheidend war die Form. Und diese Form hat sich bis heute erhalten, auch wenn die Fabrikhallen durch Großraumbüros ersetzt wurden und der Rohrstock durch den Verweis auf die Zukunftschancen. Die Schule ist das Relikt einer industriellen Logik, das in einer postindustriellen Welt weiterwirkt, weil es perfekt zu den Erfordernissen der Akkumulationsmaschine passt: Sie produziert Menschen, die gelernt haben, dass ihr Wert von ihrer Leistung abhängt, dass ihre Zeit nicht ihnen gehört, dass ihre Neugier nicht gefragt ist und dass die einzige vernünftige Antwort auf diese Zumutungen die Anpassung ist.

Die Tragik dieser Erziehung liegt nicht nur in dem, was sie den Kindern antut, sondern in dem, was sie ihnen vor-enthält. Jedes Kind kommt mit einer ursprünglichen Neugier auf die Welt, mit einem Drang zu verstehen, zu begreifen, zu erforschen. Diese Neugier ist der Motor allen echten Lernens, nicht das stumpfe Pauken von Fakten, sondern das staunende, fragende, suchende Sich-Einlassen auf die Welt. Die Schule erstickt diese Neugier, nicht weil die Lehrer böse wären, sondern weil das System keinen Raum für sie lässt. Der Lehrplan muss durchgezogen werden, die Klassenarbeiten müssen geschrieben werden, die Vergleichsarbeiten müssen bestanden werden. Für die Fragen, die das Kind wirklich beschäftigen, warum der Himmel blau ist, warum die Menschen sterben müssen, warum es Krieg gibt, warum die Erwachsenen so oft traurig sind, bleibt keine Zeit. Das Kind lernt, dass seine Fragen nicht wichtig sind, dass das, was in der Schule zählt, nichts mit dem zu tun hat, was es wirklich wissen will. Es lernt, die Welt nicht mehr zu befragen, sondern sie als gegeben hinzunehmen. Es lernt, dass Denken bedeutet, die richtigen Antworten auf die falschen Fragen zu kennen. Die Schule ist die Werkstatt des inneren Wärters, und dieser Wärter begleitet den Menschen sein Leben lang. Er ist die Stimme, die ihm sagt, dass er noch mehr leisten muss, noch besser sein, noch mehr aus sich herausholen. Er ist die Stimme, die ihm verbietet, einfach nur dazusitzen und die Wolken zu betrachten, weil das unproduktiv ist. Er ist die Stimme, die ihn zweifeln lässt, ob er genug ist, genug für den Job, genug

für den Partner, genug für die Gesellschaft. Er ist die Stimme, die ihm die Freude an der eigenen Kreativität raubt, weil er gelernt hat, dass alles, was er tut, bewertet wird und dass die Bewertung durch andere wichtiger ist als die eigene Erfüllung. Er ist die Stimme, die ihn davon abhält, die großen Fragen zu stellen, weil er gelernt hat, dass diese Fragen nicht zum Lehrplan gehören, dass sie nicht abgefragt werden, dass sie keine Noten bringen. Der innere Wärter ist das perfekte Instrument der Ablenkungsmaschine: Er hält den Menschen in Bewegung, ohne dass es eines äußeren Antreibers bedarf; er sorgt für die chronische Unzufriedenheit, die den Motor der Akkumulation am Laufen hält; und er verhindert, dass der Mensch innehält und sich fragt, ob das alles nicht auch anders sein könnte.

Die Schule entlässt ihre Zöglinge nicht in die Freiheit, sondern in die nächste Stufe des Gefängnisses. Der junge Mensch, der dreizehn, sechzehn, neunzehn Jahre lang gelernt hat, still zu sitzen, auf Kommando zu funktionieren, seinen Wert an Noten zu messen, seine Neugier zu unterdrücken und seine Gefühle zu verleugnen, ist perfekt vorbereitet auf die Lohnarbeit, die seine Zeit verschlingt; auf den Konsum, der seine Leere betäubt; auf die Politik, die ihm die Illusion der Partizipation gibt; auf die Medien, die seine Aufmerksamkeit zerkleinern. Er ist nicht frei, er ist nur entlassen aus der ersten, grundlegenden Werkstatt der Ablenkungsmaschine, um in die nächsten Räume geführt zu werden. Und er wird diese Räume nicht als das erkennen, was sie sind, weil er in der Schule gelernt hat, dass die Welt

so ist, wie sie ist, und dass es keinen Sinn hat, nach einem Ausgang zu fragen. Doch die Schule ist nicht der letzte Raum. Hinter ihr, in den Tiefen der Ablenkungsmaschine, wartet ein Geflecht von Apparaten, die noch unsichtbarer, noch allgegenwärtiger sind, die Symbiose der Ablenkung, in der alle bisher beschriebenen Mechanismen zusammenwirken und sich gegenseitig verstärken, und der digitale Doppelgänger, der dir in den Spiegelungen der sozialen Medien, der Algorithmen, der personalisierten Werbung als dein eigenes, besseres Ich entgegentritt und dir zuflüstert, dass du noch nicht genug bist. Die Schule hat den inneren Wärter geschmiedet; die Symbiose der Ablenkung wird ihn in Dauerbetrieb versetzen. Die Maschine läuft. Die Schulglocke ist längst verklungen, aber ihr Echo hallt noch in deinem Kopf.

Der digitale Doppelgänger

Wir haben die einzelnen Apparate der Ablenkungsmaschine nun durchschritten, die Ökonomie, die deine Zeit in Geld verwandelt und deine Erschöpfung in Konsum betäubt; die Politik, die dir die Illusion der Partizipation gibt, während die Entscheidungen längst anderswo gefallen sind; die Medien, die deine Aufmerksamkeit zerkleinern und deine Empörung in Treibstoff für den nächsten Feed verwandeln; das Bildungssystem, das den inneren Wärter in dir geschmiedet hat, lange bevor du wusstest, dass du gefangen bist. Wir haben jeden dieser Räume einzeln betreten, ihre Wände abgetastet, ihre Maschinen studiert, ihre Logik verstanden. Doch jetzt müssen wir einen Schritt zurücktre-

ten und das Ganze betrachten. Denn die Ablenkungsmaschine ist mehr als die Summe ihrer Teile. Sie ist ein lebendiger Organismus, ein symbiotisches System, in dem jeder Apparat den anderen verstärkt, jeder Mechanismus den nächsten antreibt, jede Flucht in den einen Raum dich tiefer in den nächsten treibt. Wer die einzelnen Räume versteht, aber ihre Symbiose nicht durchschaut, gleicht einem Menschen, der die Organe eines Körpers kennt, aber nicht begreift, dass sie zusammen ein Wesen bilden, das atmet, frisst, verdaut, und dich.

Die Symbiose der Ablenkung ist das große, unsichtbare Netz, das alle bisher beschriebenen Apparate miteinander verbindet. Sie sorgt dafür, dass du niemals zur Ruhe kommst, dass jede vermeintliche Pause nur der Übergang in die nächste Form der Ablenkung ist, dass du selbst in deinen intimsten Momenten, beim Aufwachen, beim Einschlafen, auf der Toilette, im Wartezimmer, von der Maschine erfasst wirst. Sie ist der Grund, warum du nicht mehr weißt, wo die Arbeit aufhört und die Freizeit beginnt, wo die Information endet und die Unterhaltung anfängt, wo dein eigenes Denken aufhört und das Denken der Algorithmen beginnt. Sie ist die letzte, perfekte Stufe der Ablenkungsmaschine: die totale Mobilisierung deiner gesamten Existenz, die keinen Außenraum mehr kennt, kein Entrinnen, kein Draußen, das nicht schon wieder von einem weiteren Apparat besetzt wäre.

Betrachte einen einzigen, gewöhnlichen Tag in deinem Leben, und du wirst die Symbiose der Ablenkung in ihrer ganzen Perfektion erkennen. Der Wecker reißt dich aus einem Schlaf, der ohnehin schon zu kurz und zu flach war, weil die Gedanken an die Arbeit, die Sorgen um den Status, die letzten Bilder des abendlichen Scrollens dich bis in die Träume verfolgt haben. Noch bevor du die Augen ganz geöffnet hast, greifst du zum Smartphone, die erste Geste des Tages, die universelle Geste des modernen Menschen, so selbstverständlich wie das Atmen. Du checkst die Nachrichten, die Mails, die sozialen Medien. Die Arbeit hat bereits begonnen, bevor du das Bett verlassen hast. Die Politik hat dir schon die neueste Empörung geliefert, der Konsum die neuesten Angebote, die Medien die neuesten Katastrophen. Der innere Wärter, den die Schule in dir installiert hat, flüstert dir zu, dass du jetzt produktiv sein musst, dass der Tag nicht verschwendet werden darf, dass du schon im Rückstand bist, bevor du überhaupt angefangen hast. Du stehst auf, machst dich fertig, gehst zur Arbeit. Die Lohnarbeit verschlingt den größten Teil deiner wachen Stunden. Du sitzt in Besprechungen, deren Sinn du nicht verstehst, bearbeitest Tabellen, deren Zweck dir verborgen bleibt, schreibst E-Mails, die niemand wirklich liest. Aber du funktionierst, weil der innere Wärter dich antreibt, weil die Angst vor dem Statusverlust dich peitscht, weil du gelernt hast, dass dein Wert sich in Leistungskennzahlen bemisst. In den kurzen Pausen greifst du wieder zum Smartphone, die Symbiose der Ablenkung füllt jede Leerstelle, jeden

Moment der Untätigkeit, jede Sekunde, in der du in Gefahr geraten könntest, dich selbst zu spüren. Nach der Arbeit bist du erschöpft. Eigentlich wolltest du noch etwas lesen, einen Freund anrufen, spazieren gehen. Aber die Erschöpfung ist zu groß. Also setzt du dich vor den Fernseher, schaltest eine Serie ein, die du schon hundertmal gesehen hast, und scrollst nebenbei durch die sozialen Medien. Der Konsum betäubt die Erschöpfung, die Medien zerkleinern deine verbliebene Aufmerksamkeit, die Politik liefert dir neue Feindbilder, über die du dich empören kannst. Du gehst zu spät ins Bett, weil du das Gefühl hast, noch etwas von deiner Freizeit retten zu müssen, und weil das Scrollen dir den kleinen Dopaminstoß gibt, den dein erschöpftes Belohnungssystem braucht, um den Tag zu überstehen. Du schläfst schlecht, wachst müde auf, greifst zum Smartphone. Der Kreislauf beginnt von vorn. Das ist die Symbiose der Ablenkung. Kein einzelner Apparat hält dich gefangen, es ist das Zusammenspiel aller, das lückenlose Ineinandergreifen von Arbeit und Konsum, Politik und Medien, Bildung und Selbstoptimierung. Du kannst nicht aus der Ökonomie aussteigen, weil der Konsum dich lockt und die Statusangst dich treibt. Du kannst nicht aus dem Konsum aussteigen, weil die Arbeit dich erschöpft und die Medien dir einreden, dass du ohne das neueste Produkt nicht dazugehörst. Du kannst nicht aus den Medien aussteigen, weil die Arbeit ständige Erreichbarkeit verlangt und die Politik dich mit immer neuen Empörungen füttert. Du kannst nicht aus der Politik aussteigen, weil der innere Wärter dir sagt, dass du

als guter Bürger informiert sein muss. Jeder Ausweg aus einem Apparat führt dich direkt in den nächsten. Die Symbiose der Ablenkung ist das perfekte Gefängnis, weil sie keine Mauern hat, nur Türen, die immer wieder in denselben Raum führen.

Die Perfidie dieser Symbiose liegt nicht nur in ihrer Lückenlosigkeit, sondern vor allem in der Illusion der Wahl, die sie dir gewährt. Du glaubst, du könntest entscheiden, ob du diese oder jene Serie schaust, ob du diesen oder jenen Artikel liest, ob du diesem oder jenem Influencer folgst. Du glaubst, du seist frei, weil du zwischen Optionen wählen kannst. Aber die Optionen selbst sind bereits von der Maschine vorgegeben. Die Algorithmen haben gelernt, was dich hält, was dich empört, was dich klicken lässt. Sie präsentieren dir nicht die Welt, sondern einen Spiegel deiner selbst, genauer: einen Zerrspiegel, der deine Schwächen, deine Ängste, deine unerfüllten Sehnsüchte vergrößert und dir dann die passenden Produkte, die passenden Nachrichten, die passenden Feindbilder liefert. Du glaubst, du informierst dich, in Wahrheit informiert die Maschine sich über dich. Jeder Klick, jede Verweildauer, jedes Scrollverhalten ist ein Datenpunkt, der in die Algorithmen einfließt und sie noch präziser macht, noch besser darin, dir genau das zu zeigen, was dich nicht loslässt. Die Symbiose der Ablenkung ist ein lernendes System. Sie wird mit jedem Tag besser darin, dich zu fesseln. Sie kennt dich bald besser, als du dich selbst kennst, nicht weil sie so intelligent wäre, sondern weil sie so unermüdlich ist, weil sie jede

deiner Reaktionen speichert, während du selbst schon längst vergessen hast, was du vor fünf Minuten gesehen hast. Die Wahl, die du zu haben glaubst, ist die Wahl zwischen verschiedenen Sorten desselben Betäubungsmittels. Du kannst dich für die Empörung über den einen Politiker entscheiden oder für die Empörung über den anderen. Du kannst dir Sorgen über die eine Krise machen oder über die andere. Du kannst deine Zeit mit dieser App verschwenden oder mit jener. Aber du kannst dich nicht entscheiden, nicht empört zu sein, nicht besorgt zu sein, nicht abgelenkt zu werden. Die Symbiose der Ablenkung hat keinen Aus-Knopf. Sie hat nur verschiedene Kanäle, und alle laufen sie rund um die Uhr.

In den Tiefen dieser Symbiose, genährt von den Datenströmen, die du täglich produzierst, wächst ein Wesen heran, das du nicht geschaffen hast und das doch mehr über dich weiß als jeder Mensch, dem du je begegnet bist. Nennen wir es den digitalen Doppelgänger. Er ist nicht einfach dein Profil in den sozialen Medien, nicht einfach die Summe deiner Likes und Shares, nicht einfach der Avatar, den du dir gebastelt hast, um der Welt zu gefallen. Er ist etwas viel Unheimlicheres: Er ist die Version deiner selbst, die die Maschine aus deinen Daten errechnet hat, optimiert, geglättet, von allen Widersprüchen befreit, zugeschnitten auf das, was die Algorithmen als deine wahren Wünsche identifiziert haben. Der digitale Doppelgänger ist immer einen Schritt voraus. Er weiß, welches Buch du als nächstes lesen willst, bevor du es weißt. Er kennt die Musik, die dich in

drei Monaten begeistern wird, bevor du sie je gehört hast. Er hat deine politische Meinung bereits gebildet, bevor du die Nachrichten gesehen hast, die sie bestätigen werden. Er ist die perfekte, widerspruchsfreie Version deiner selbst, ohne Zögern, ohne Zweifel, ohne die lästigen Inkonsistenzen, die das wirkliche Leben ausmachen. Und er ist dir immer überlegen, weil er keine Müdigkeit kennt, keine schlechten Tage, keine Momente der Schwäche. Er ist das Ideal, dem du nacheiferst, ohne zu merken, dass dieses Ideal nicht aus dir kommt, sondern aus den Algorithmen, die dich vermessen haben.

Die Beziehung zu diesem Doppelgänger ist die intimste und zerstörerischste, die du je führen wirst. Du vergleichst dich ständig mit ihm, und fällst natürlich immer ab. Dein Urlaub war nicht so perfekt wie seiner, dein Essen nicht so stilvoll, deine Freunde nicht so interessant, deine Gedanken nicht so klar. Du siehst ihn an und siehst, was du sein könntest, wenn du nur disziplinierter, erfolgreicher, schöner, glücklicher wärest. Du weißt nicht, dass er eine Fiktion ist, ein aus Datenpunkten zusammengesetztes Phantom, das nie existiert hat und nie existieren wird. Du hältst ihn für dein besseres Ich, in Wahrheit ist er das Maß deiner Unzulänglichkeit, das die Maschine in dir installiert hat, um dich in Bewegung zu halten. Der digitale Doppelgänger ist die Vollendung des inneren Wärters, den die Schule in dir geschmiedet hat. Der Wärter sagte dir, dass du nicht genug bist. Der Doppelgänger zeigt dir, was du sein könntest, wenn du genug wärest, und entfernt sich mit jedem Schritt, den

du auf ihn zu machst, um einen weiteren. Er ist die perfekte Projektionsfläche für die Selbstoptimierung, die dich durchs Leben peitscht. Er ist das Ziel, das du nie erreichst, der Horizont, der immer zurückweicht, die Karotte vor der Nase des Esels, der den Karren der Akkumulation zieht. Die sozialen Medien sind der natürliche Lebensraum des digitalen Doppelgängers. Hier begegnen sich die Doppelgänger der anderen, all die optimierten, geglätteten, von Widersprüchen befreiten Versionen von Menschen, die in Wahrheit genauso müde, genauso verunsichert, genauso gefangen sind wie du. Aber das siehst du nicht. Du siehst nur die Oberfläche, die Inszenierung, die Performance. Du vergleichst dein ungeschöntes, chaotisches, von Zweifeln und Müdigkeit durchzogenes Inneres mit der polierten Fassade der anderen, und fühlst dich noch unzulänglicher, noch erschöpfter, noch gefangener.

Die sozialen Medien sind die große Bühne, auf der die Symbiose der Ablenkung ihr Meisterstück aufführt. Sie verbinden alle bisher beschriebenen Apparate zu einem einzigen, nahtlosen Erlebnis. Hier ist die Arbeit, du musst dein Profil pflegen, deine Reichweite optimieren, deine Personal Brand entwickeln; hier ist der Konsum, du siehst, was die anderen kaufen, und willst es auch; hier ist die Politik, du empörst dich über die neuesten Skandale, teilst die neuesten Feindbilder, versicherst dich deiner Zugehörigkeit zu den Guten; hier sind die Medien, der Feed reißt nie ab, die Nachrichten vermischen sich mit den Katzenvideos, die Werbung mit den Freundschaftsanfragen; hier ist das Bil-

dungssystem, du lernst, was gerade angesagt ist, welche Meinung du haben musst, um nicht ausgeschlossen zu werden. Die sozialen Medien sind der perfekte Ausdruck der Symbiose der Ablenkung, weil sie alle Grenzen aufheben. Die Grenze zwischen Arbeit und Freizeit, du checkst deine beruflichen Nachrichten auf derselben Plattform, auf der du die Urlaubsfotos deiner Freunde anschaust. Die Grenze zwischen Öffentlichem und Privatem, du teilst deine intimsten Gedanken mit einem Publikum von Hunderten, die du nie getroffen hast. Die Grenze zwischen Information und Unterhaltung, du erfährst vom Ausbruch eines Krieges im selben Feed, in dem du ein Video von einem tanzenden Hund siehst. Die Grenze zwischen Realität und Fiktion, du weißt längst nicht mehr, ob das Leben, das deine Freunde auf Instagram führen, irgendetwas mit dem Leben zu tun hat, das sie tatsächlich leben.

In dieser Spiegelwelt wird der digitale Doppelgänger zur einzig gültigen Währung. Nicht du zählst, sondern deine Repräsentation. Nicht deine Gedanken, sondern deine Posts. Nicht deine Gefühle, sondern die Emojis, mit denen du sie ausdrückst. Du wirst zum Kurator deiner eigenen Existenz, zum PR-Manager deiner selbst, zum Schauspieler in einem Stück, dessen Drehbuch die Algorithmen schreiben. Und während du damit beschäftigt bist, deinen Doppelgänger zu pflegen, vergeht die Zeit, die du für dein wirkliches Leben gebraucht hättest. Die Symbiose der Ablenkung und der digitale Doppelgänger vollenden, was die einzelnen Apparate begonnen haben: die totale Mobilisierung deiner Exis-

tenz. Es gibt keinen Rückzugsort mehr, keine Stille, keinen Moment, in dem du einfach nur bist, ohne dass die Maschine etwas von dir will. Selbst wenn du das Smartphone ausschaltest, selbst wenn du den Fernseher aussteckst, selbst wenn du dich in eine Hütte im Wald zurückziehst, der innere Wärter ist noch da, der digitale Doppelgänger wartet auf deine Rückkehr, die Gewohnheiten der Ablenkung haben sich so tief in deine Neuronen eingegraben, dass du die Stille nicht mehr erträgst. Die totale Mobilisierung ist der Zustand, in dem du nicht mehr weißt, ob du lebst oder nur funktionierst. Du stehst morgens auf, weil der Wecker klingelt, nicht weil du ausgeschlafen bist. Du gehst zur Arbeit, weil du musst, nicht weil du etwas schaffen willst. Du konsumierst, weil die Leere gefüllt werden muss, nicht weil du etwas brauchst. Du informierst dich, weil der Feed nie endet, nicht weil du etwas wissen willst. Du pflegst deine Beziehungen, weil das Netzwerk es verlangt, nicht weil du jemanden vermisst. Du optimierst dich, weil der Doppelgänger dir zeigt, was du noch nicht bist, nicht weil du wachsen willst. Die totale Mobilisierung ist der Triumph der Ablenkungsmaschine. Sie hat dich nicht nur von der Welt entfremdet, von den anderen, von deiner Arbeit, von deinem Körper, sie hat dich von dir selbst entfremdet. Du weißt nicht mehr, wer du bist, wenn du nicht abgelenkt wirst. Du hast Angst vor der Stille, weil in der Stille die Fragen auftauchen, die du so lange betäubt hast: Wer bin ich? Was will ich wirklich? Warum tue ich das alles? Wofür lebe ich?

Die Symbiose der Ablenkung sorgt dafür, dass diese Fragen niemals lange genug unbeantwortet bleiben, um gefährlich zu werden. Sie liefert dir immer neue Antworten, neue Produkte, neue Nachrichten, neue Empörungen, neue Selbstoptimierungsprojekte, neue Inszenierungen deines Doppelgängers. Du greifst nach diesen Antworten wie ein Ertrinkender nach dem Strohalm, und für einen Moment fühlst du dich gerettet. Aber der Strohalm trägt dich nicht, und das Ufer rückt nicht näher. Du zappelst im Wasser der Ablenkung, und die Maschine wirft dir immer neue Strohhalme zu, damit du nicht merkst, dass du ertrinkst. Doch selbst in dieser totalen Mobilisierung gibt es einen Raum, der sich der völligen Kolonisierung durch die Maschine widersetzt, oder von dem du zumindest glaubst, dass er es tut. Es ist der Raum, in den du dich zurückziehst, wenn alle anderen Ablenkungen versagen, wenn die Arbeit getan, der Konsum erledigt, die Nachrichten gelesen, der Feed durchgescrollt ist. Es ist der Raum, in dem du nicht mehr funktionieren musst, in dem du einfach nur sein darfst, so hoffst du zumindest. Dieser Raum ist die Familie. Oder das, was von ihr übrig geblieben ist, nachdem die Ablenkungsmaschine auch sie erfasst, kolonisiert und in einen weiteren Apparat verwandelt hat. Die Familie ist der letzte Raum, den wir betreten müssen, bevor wir das Kapitel der Ablenkungsmaschine abschließen. Sie ist der intimste, der verletzlichste, der am schwersten zu durchschauende Apparat, weil wir in ihr das suchen, was die Maschine uns überall sonst verweigert: bedingungslose Zugehörigkeit, echte

Nähe, einen Ort, an dem wir nicht performen müssen. Aber die Maschine hat auch diesen Raum längst erreicht. Sie hat die Familie in eine private Sinnsuchmaschine verwandelt, in eine überforderte Bastion gegen die Entfremdung, in einen Mikrokosmos, in dem sich alle Widersprüche der Außenwelt wiederholen, nur intimer, schmerzhafter, unentzerrbarer. Die Symbiose der Ablenkung hat dich bis an die Schwelle deines letzten Rückzugsortes geführt. Der digitale Doppelgänger wartet draußen, während du die Tür öffnest. Aber drinnen, in der Wärme der Familie, wirst du ihn nicht los. Denn er ist längst in dich eingedrungen, und du trägst ihn mit dir, wohin du auch gehst. Die Maschine läuft. Der letzte Raum wartet. Komm mit.

Die Familie

Wir stehen am Ende des Ganges. Hinter uns liegen die donnernden Hallen der Ökonomie, das schummrige Theater der Politik, der flirrende Raum der Medien, die stille Werkstatt des Bildungssystems und das unentwirrbare Geflecht der Symbiose, in dem alle Fäden zusammenlaufen. Vor uns liegt eine Tür. Sie ist nicht aus Stahl wie die Tore der Fabrik, nicht aus schwerem Samt wie der Vorhang des Theaters, nicht aus flackernden Bildschirmen wie die Wände der Medienhalle. Sie ist aus Holz, schlicht, mit einer Klinke, die du schon tausendmal gedrückt hast. Vielleicht riecht sie nach Essen, nach dem vertrauten Waschmittel deiner

Kindheit, nach dem Parfum eines Menschen, den du liebst. Diese Tür trägt keine Aufschrift, aber du kennst ihren Namen. Du nennst sie Familie. Und du glaubst, dass hinter ihr endlich Ruhe ist.

Die Ablenkungsmaschine hat dich bis hierher gebracht. Sie hat deine Zeit genommen, deine Kraft verbraucht, deine Aufmerksamkeit zerkleinert, deine Empörung abgeschöpft, deinen Gehorsam gedrillt, deinen digitalen Doppelgänger erschaffen und dich in eine lückenlose Symbiose aus Arbeit, Konsum, Politik und Medien eingesponnen. Aber sie hat dir immer ein Versprechen gemacht, das sie selbst nicht einlösen kann: das Versprechen, dass es irgendwo einen Ort gibt, an dem du nicht mehr funktionieren musst, an dem du einfach nur sein darfst, an dem du ankommst. Dieses Versprechen hat sie an die Tür geheftet, vor der du jetzt stehst. Und du hast geglaubt, dass hinter dieser Tür die Maschine schweigt. Dass hier, in der Wärme der vertrauten Gesichter, in der Stille der gemeinsamen Abende, in der Selbstverständlichkeit des Zusammenseins, die Ablenkung endlich ein Ende hat. Du hast geglaubt, die Familie sei der Hafen, in dem du vor dem Sturm der Entfremdung Schutz findest. Du hast dich getäuscht.

Die Familie ist nicht das Außerhalb der Ablenkungsmaschine. Sie ist ihr letzter, intimster, am schwersten zu durchschauender Raum. Sie ist der Ort, an dem die Maschine ihre härteste Arbeit verrichtet, nicht mit Lärm und grellen Lichtern, sondern mit Stille und Nähe, nicht mit Zwang und Befehl, sondern mit Liebe und Fürsorge. Sie ist

der Raum, in dem die Entfremdung sich am tiefsten eingräbt, weil sie sich hier als das Gegenteil tarnt: als Geborgenheit, als Sinn, als das, was bleibt, wenn alles andere versagt. Die Familie ist die privatisierte Sinnsuche, die letzte, überforderte Bastion gegen die Heimatlosigkeit, und genau deshalb ist sie der perfekte Apparat der Ablenkung, der deine tiefsten Sehnsüchte aufgreift, sie in überforderte Beziehungen verwandelt und dich am Ende noch einsamer zurücklässt, als du gekommen bist.

Um zu verstehen, was die Familie in der Moderne geworden ist, müssen wir verstehen, was sie einmal war, und was sie nie sein sollte. In der Ur-Natur war die Familie kein isolierter Raum. Sie war eingebettet in den Stamm, in die Gemeinschaft der zwanzig, dreißig, fünfzig Seelen, die gemeinsam jagten, sammelten, schliefen, trauerten, feierten. Die Eltern waren nicht allein verantwortlich für das Aufziehen der Kinder; die Alten halfen, die Geschwister, die Nachbarn, der ganze Stamm. Die Liebe zwischen zwei Menschen war nicht die einzige Quelle von Anerkennung und Nähe; es gab den Blick der Stammesgenossen, das gemeinsame Ritual, die geteilte Arbeit. Die Familie war ein Teil des Ganzen, nicht sein Ersatz. Sie war ein Raum unter vielen, nicht der einzige, in dem der Mensch zu sich kommen konnte. Die Moderne hat dieses Geflecht zerschlagen. Die Industrialisierung riss die Menschen aus ihren dörflichen Zusammenhängen und warf sie in die Anonymität der Städte. Die Urbanisierung machte Nachbarschaften zu Ansammlungen von Fremden. Der Wohlstand machte die ge-

gegenseitige Abhängigkeit überflüssig, du brauchst den Nachbarn nicht mehr, um dein Dach zu reparieren, du rufst den Handwerker. Die sozialen Sicherungssysteme übernahmen, was früher die Familie leistete: die Versorgung der Alten, der Kranken, der Arbeitslosen. Die Gemeinschaft, die einst das Leben trug, verdampfte in den Abgasen der Industrie und im Lärm der Großstädte. Was blieb, war der Einzelne. Und als letzte Insel in diesem Meer der Anonymität: die Kernfamilie, Vater, Mutter, Kind, mehr nicht. Die Familie wurde zum einzigen Ort, an dem der moderne Mensch noch so etwas wie bedingungslose Zugehörigkeit erfahren konnte. Aber dieser Ort war nicht dafür gebaut, das zu tragen, was ihm nun aufgeladen wurde. Die Familie sollte nun leisten, was früher der ganze Stamm leistete: existenzielle Bestätigung, emotionale Regulierung, Sinnstiftung, soziale Sicherheit, der Trost gegen die Kälte der Welt. Sie wurde zum Reparaturbetrieb für die Wunden, die die Ökonomie, die Politik, die Medien, das Bildungssystem täglich schlugen. Sie wurde zum Reservoir der letzten Hoffnung, zum privaten Gegenentwurf gegen die entfremdete Öffentlichkeit. Und genau das ist die große Verschiebung: Die Familie wurde von einem Teil des sozialen Geflechts zu dessen Ersatz. Sie wurde mit einer Aufgabe betraut, die sie unmöglich erfüllen kann. Sie soll das auffangen, was die Gesellschaft nicht mehr leistet, Gemeinschaft, Sinn, bedingungslose Anerkennung. Aber sie ist dafür nicht groß genug, nicht vielfältig genug, nicht stabil genug. Zwei Erwachsene, vielleicht noch ein paar Kinder, können nicht das

leisten, was früher ein ganzer Stamm leistete. Sie können nicht gleichzeitig Partner, Freund, Therapeut, Karriereberater, Seelenröster, Erzieher, Pfleger und Sinnstifter sein. Sie können es nicht, aber sie müssen es versuchen, weil es sonst niemand tut. Und an diesem Versuch zerbrechen sie.

Die Paarbeziehung ist der Kern der modernen Familie, und sie ist zugleich ihr am meisten überforderter Teil. In einer Welt, die keine kollektiven Sinnangebote mehr bereithält, wird die romantische Liebe zur letzten vermeintlichen Bastion des Glücks. Sie soll liefern, was die Arbeit nicht gibt, was die Freunde nicht mehr auffangen, was die Politik nicht verspricht, was die Medien nicht stillen können: absolute Anerkennung, bedingungslose Nähe, das Versprechen, niemals allein zu sein. Der Partner wird zum Allheilmittel für die existenzielle Heimatlosigkeit. Er soll nicht nur Gefährte sein, sondern Seelenverwandter, bester Freund, leidenschaftlicher Geliebter, einfühlsamer Therapeut, kluger Berater, verlässlicher Versorger, geduldiger Zuhörer, gemeinsames Projekt. Die Liste der Ansprüche ist so lang, dass kein Mensch sie erfüllen kann, und doch wird sie stillschweigend erwartet, von beiden Seiten, ohne dass je darüber gesprochen würde. Die Tragik dieser Überforderung liegt darin, dass sie aus der Liebe selbst entspringt. Die Liebe ist kein Fehler, keine Schwäche, keine Illusion, sie ist eine der wenigen Erfahrungen, in denen der moderne Mensch noch so etwas wie Ganzheit, wie Verschmelzung, wie Aufhebung der Trennung erleben kann. In den seltenen Momenten, in denen zwei Menschen sich wirklich begeg-

nen, in denen die Masken fallen und die Wärter schweigen, in denen nichts zählt außer der Anwesenheit des anderen, in diesen Momenten ist die Liebe tatsächlich das, was sie verspricht: ein Riss im Vorhang der Entfremdung, ein Blick auf das, was verloren ging. Aber diese Momente sind selten. Sie sind nicht der Alltag. Sie sind die Ausnahme, nicht die Regel. Und die Moderne hat den Fehler begangen, die Ausnahme zur Regel erklären zu wollen, den seltenen Rausch zum Dauerzustand, den Blick durch den Riss zur neuen Heimat. Die Liebe soll brennen, ein Leben lang, ohne zu erlöschen. Sie soll die Leidenschaft des Anfangs konservieren, über Jahrzehnte, über Krisen, über Enttäuschungen, über die schleichende Erosion des Alltags hinweg. Sie soll das leisten, was keine andere menschliche Erfahrung leisten kann: Dauer und Intensität zugleich, Vertrautheit und Überraschung, Sicherheit und Abenteuer. Und wenn sie dieses unmögliche Versprechen nicht einlöst, wenn die Leidenschaft verblasst, wenn der Alltag die Magie zerreibt, wenn aus dem Seelenverwandten der Mensch wird, der morgens schlecht gelaunt ist, der seine Socken nicht wegräumt, der immer dieselben Geschichten erzählt, dann wird nicht das Ideal in Frage gestellt, sondern die Beziehung. Dann heißt es: Die Liebe ist gescheitert. Nicht das Ideal war falsch, sondern wir waren nicht gut genug. Und schon setzt die Selbstoptimierung ein: Wir müssen an unserer Kommunikation arbeiten, unsere Achtsamkeit steigern, unsere Sexualität neu entfachen, unsere Gemeinsamkeiten pflegen. Die Paartherapie- und Ratgeberindustrie ist

der Wartungsdienst für die überforderte Liebe, sie repariert, was nicht zu reparieren ist, weil der Konstruktionsfehler im Ideal selbst liegt, nicht in denen, die es zu leben versuchen.

Die Überforderung der Liebe ist nur die eine Seite. Die andere ist die schleichende Kolonisierung der Familie durch die Logik der Akkumulation. Die Familie ist längst keine Gegenwelt zur Ökonomie mehr, sie ist selbst zu einer ökonomischen Einheit geworden, zu einem Konsumkollektiv, zu einem Statusprojekt. Das beginnt schon bei der Familiengründung. Die Entscheidung für ein Kind wird in der Moderne nicht mehr als selbstverständlicher Teil des Lebens betrachtet, sondern als Projekt, das geplant, kalkuliert, optimiert werden muss. Der richtige Zeitpunkt muss gefunden werden, nach der Ausbildung, nach dem Karrieresprung, nach dem Hauskauf, wenn das Einkommen stimmt, wenn die Betreuung gesichert ist. Das Kind wird zum Bestandteil einer Lebensplanung, die den Gesetzen der Akkumulation folgt: Es soll die Rendite der elterlichen Investitionen maximieren, nicht finanziell, aber emotional, sozial, statusmäßig. Es soll die Familie komplettieren, das Glück perfektionieren, den Sinn des Ganzen bestätigen. Und wenn das Kind da ist, wird die Familie zum Zentrum des Konsums. Das Kinderzimmer wird ausgestattet mit den neuesten Möbeln, das Baby mit der angesagtesten Kleidung, der Familienalltag mit den effizientesten Geräten. Die Familie wird zur Konsumeinheit, die gemeinsam einkauft, gemeinsam verreist, gemeinsam die neuesten Filme schaut. Der

Konsum wird zum Kitt, der die Familie zusammenhält, das gemeinsame Essen im Restaurant, der gemeinsame Urlaub, das gemeinsame Anschauen der neuesten Serie. Man ist zusammen, aber man ist zusammen im Konsum. Die Nähe, die man sucht, wird durch die Waren vermittelt, die man teilt. Gleichzeitig wird die Familie zum Statusprojekt. Die Schule des Kindes, die Größe des Hauses, die Marke des Autos, die Exotik des Urlaubs, all das sind Signale, die den Platz der Familie in der unsichtbaren Hierarchie markieren. Die Eltern konkurrieren nicht mehr nur für sich selbst um Status; sie konkurrieren für die ganze Familie. Das Kind wird zum Statussymbol, sein Erfolg in der Schule, auf dem Sportplatz, bei der Musikschule zum Beleg für die Qualität der elterlichen Erziehung. Die Familie wird zur Einheit der sozialen Positionierung, und der Druck, der auf ihr lastet, ist der Druck der Statusangst, nur dass er jetzt nicht mehr den Einzelnen peitscht, sondern das ganze Kollektiv.

In dieser Gemengelage aus überforderter Liebe, ökonomisierter Familienplanung und statusgetriebenem Konsum wachsen die Kinder auf. Sie sind die letzten, die in die Maschine hineingeboren werden, ohne zu wissen, was ihnen bevorsteht. Und sie werden von Anfang an mit einer doppelten Botschaft konfrontiert, die sie nie ganz entziffern können. Die erste Botschaft lautet: Du bist das Wichtigste in unserem Leben. Du bist der Sinn, für den wir arbeiten, der Grund, warum wir uns anstrengen, die Hoffnung, dass alles besser wird. Du sollst es einmal besser haben als wir. Du sollst frei sein, glücklich, erfüllt. Du bist der Beweis,

dass unser Leben nicht umsonst war. Die zweite Botschaft, die selten ausgesprochen, aber unablässig gespürt wird, lautet: Du bist die größte Last. Du kostest Zeit, die wir nicht haben. Du kostest Geld, das wir mühsam verdienen. Du verlangst Aufmerksamkeit, die wir nach der Arbeit kaum noch aufbringen. Du stellst Fragen, auf die wir keine Antworten haben. Du erinnerst uns daran, dass wir selbst nicht frei, nicht glücklich, nicht erfüllt sind. Du bist der Spiegel, in dem wir unsere eigene Gefangenschaft sehen. Diese doppelte Botschaft ist das emotionale Erbe, das die moderne Familie ihren Kindern hinterlässt. Die Kinder spüren die Ambivalenz, auch wenn sie sie nicht benennen können. Sie spüren, dass sie geliebt werden, und dass diese Liebe mit einer Erwartung belastet ist, die sie nie erfüllen können. Sie sollen das Leben der Eltern rechtfertigen, die Opfer aufwiegen, die Enttäuschungen heilen. Sie sollen der Sinn sein, den die Eltern in der Welt der Ablenkung nicht mehr finden. Aber sie sind nur Kinder. Sie können diese Last nicht tragen. Und so wachsen sie auf mit dem diffusen Gefühl, nicht genug zu sein, nicht genug für die Eltern, nicht genug für die Welt, nicht genug für sich selbst.

Die Schule, die wir als Werkstatt des inneren Wärters beschrieben haben, setzt diese Prägung fort und verstärkt sie. Aber die Grundlage wird in der Familie gelegt. Hier lernt das Kind zum ersten Mal, dass Liebe und Leistung zusammenhängen, dass es geliebt wird, wenn es brav ist, wenn es gute Noten bringt, wenn es die Erwartungen erfüllt. Hier lernt es, dass seine Gefühle nicht immer willkommen sind,

dass die Trauer die Eltern überfordert, dass die Wut bestraft wird, dass die Begeisterung oft auf Müdigkeit trifft. Hier lernt es, dass die Nähe, die es sucht, immer wieder unterbrochen wird, vom Smartphone der Eltern, vom Fernseher, von der Arbeit, die mit nach Hause kommt, von der Erschöpfung, die keine Kraft für echtes Zusammensein lässt. Das Ergebnis dieser Überforderung, dieser Ökonomisierung, dieser doppelten Botschaften ist eine neue Form der Einsamkeit, nicht die Einsamkeit des Alleinseins, sondern die Einsamkeit im gemeinsamen Raum. Die Familie ist zusammen, aber sie ist nicht beieinander. Jeder hängt an seinem Bildschirm, jeder scrollt durch seinen Feed, jeder ist mit seinen eigenen Sorgen, seinen eigenen Statusängsten, seinem eigenen digitalen Doppelgänger beschäftigt. Man sitzt im selben Zimmer, aber man lebt in verschiedenen Welten. Man isst gemeinsam, aber die Blicke sind auf die Teller oder auf die Bildschirme gerichtet, nicht aufeinander. Man spricht miteinander, aber die Gespräche kreisen um Organisatorisches, wer holt die Kinder ab, wer kauft ein, wer bezahlt welche Rechnung. Die echten Fragen, die Fragen nach dem, was wirklich zählt, bleiben unausgesprochen, weil sie zu groß sind, zu schwer, zu gefährlich für die fragile Stabilität des Familienalltags.

Die Familie wird zum Ort der parallelen Einsamkeiten. Jeder ist für sich allein, aber alle sind zusammen allein. Die Nähe, die man sucht, wird durch die physische Anwesenheit simuliert, aber die seelische Abwesenheit ist allgegenwärtig. Der Vater, der abends auf dem Sofa sitzt und durch

die Nachrichten scrollt, ist nicht wirklich da. Die Mutter, die während des Abendessens ihre beruflichen Mails checkt, ist nicht wirklich da. Das Kind, das mit seinen Kopfhörern in sein Zimmer verschwindet und stundenlang Videos schaut, ist nicht wirklich da. Sie sind alle im selben Haus, aber sie begegnen sich nicht. Sie teilen den Raum, aber nicht die Zeit. Sie leben nebeneinander her, nicht miteinander. Diese Einsamkeit im gemeinsamen Raum ist die vielleicht grausamste Form der Entfremdung. Denn sie findet nicht in der Anonymität der Masse statt, nicht in der Kälte des Büros, nicht in der Flüchtigkeit der digitalen Begegnung, sie findet dort statt, wo der Mensch sich am meisten nach Nähe sehnt, in der Familie, unter denen, die ihm am nächsten stehen sollten. Und sie ist umso schmerzhafter, weil sie nicht als das erkannt wird, was sie ist. Man hält sie für normal. Man hält es für normal, dass man abends zu erschöpft ist für ein echtes Gespräch. Man hält es für normal, dass jeder seinen eigenen Bildschirm hat. Man hält es für normal, dass die gemeinsame Zeit aus dem gemeinsamen Konsum von Medien besteht, nicht aus dem gemeinsamen Erleben von Nähe. Man hat vergessen, wie es sich anfühlt, wirklich beieinander zu sein.

Die Familie ist der letzte Raum der Ablenkungsmaschine, und sie erfüllt eine besondere Funktion: Sie repariert die Schäden, die die anderen Apparate anrichten, aber sie repariert sie nur notdürftig, nur oberflächlich, nur so weit, dass der Mensch am nächsten Morgen wieder funktionieren kann. Sie ist der Ort, an dem die Erschöpfung des Arbeits-

tages gelindert wird, durch das gemeinsame Abendessen, das Glas Wein, die vertraute Umgebung. Sie ist der Ort, an dem die Empörung über die Politik abklingt, im Gespräch mit dem Partner, der ähnlich denkt, der bestätigt, dass man recht hat, dass die anderen die Schuldigen sind. Sie ist der Ort, an dem die Zerkleinerung der Aufmerksamkeit durch die Medien für einen Moment aufgehoben scheint, wenn man gemeinsam einen Film schaut, gemeinsam lacht, gemeinsam weint. Aber diese Reparatur ist keine Heilung. Sie ist nur die Wiederherstellung der Betriebsfähigkeit. Die Familie macht dich nicht gesund; sie macht dich wieder einsatzfähig. Sie gibt dir gerade genug Wärme, um die Kälte des nächsten Tages zu ertragen. Sie gibt dir gerade genug Nähe, um die Einsamkeit der Masse zu vergessen. Sie gibt dir gerade genug Sinn, um die Sinnlosigkeit der Arbeit zu überdecken. Sie ist das Pflaster auf der Wunde, nicht die Heilung der Wunde. Und wie jedes Pflaster muss sie regelmäßig gewechselt werden, sie nutzt sich ab, sie verliert ihre Klebkraft, sie wird selbst zur Quelle neuer Wunden. Denn die Familie kann auf Dauer nicht halten, was sie verspricht. Die Überforderung ist zu groß, die Last zu schwer, die Einsamkeit zu tief. Irgendwann zerbricht die fragile Balance. Die Paare trennen sich, weil die Liebe das Gewicht der Erwartungen nicht mehr trägt. Die Kinder gehen ihre eigenen Wege, entfremden sich von den Eltern, wiederholen die Muster, die sie gelernt haben. Die Familie, die der Hafen sein sollte, wird zum Trümmerfeld, auf dem die Beteiligten

sich fragen, was sie falsch gemacht haben. Sie haben nichts falsch gemacht. Sie haben nur versucht, das Unmögliche möglich zu machen: die verlorene Ganzheit des Lebens in einem einzigen, überforderten Raum wiederherzustellen.

Mit der Familie haben wir den letzten Raum der Ablenkungsmaschine durchschritten. Wir haben gesehen, wie die Ökonomie deine Zeit in Geld verwandelt, wie die Politik dir die Illusion der Partizipation gibt, wie die Medien deine Aufmerksamkeit zerkleinern, wie das Bildungssystem den inneren Wärter in dir schmiedet, wie die Symbiose aller Apparate dich in einer lückenlosen Mobilisierung gefangen hält und wie die Familie, der intimste, verletzlichste Raum, diese Mobilisierung nicht beendet, sondern nur vorübergehend betäubt, um dich am nächsten Morgen wieder in die Maschine zu entlassen. Die Maschine ist vollständig. Wir haben jeden ihrer Räume betreten, jede ihrer Funktionen verstanden, jede ihrer Täuschungen entlarvt. Aber wir haben noch nicht die großen Erzählungen untersucht, die diese Maschine am Laufen halten, die Geschichten, die sie über sich selbst erzählt, um ihren Bewohnern das Gefühl zu geben, dass das alles einen Sinn hat, dass es vorangeht, dass es besser wird. Diese Geschichten sind die Mythen der Moderne, und der mächtigste unter ihnen ist der Mythos vom Fortschritt. Die Familie war der letzte Raum der Ablenkung. Aber der Glaube, dass es trotz allem vorwärts geht, dass die Menschheit auf dem Weg zu etwas Besserem ist, dass die Opfer sich lohnen, dieser Glaube ist der Treibstoff, der die Maschine seit Jahrhunderten in Bewegung hält. Ihn

zu entlarven ist die Aufgabe des nächsten Kapitels. Die Maschine läuft. Die Tür der Familie fällt hinter dir ins Schloss. Vor dir öffnet sich der Horizont des Fortschritts, eine Fata Morgana, die dich weiterrücken wird, bis du zusammenbrichst.

Kapitel VI: Der Mythos vom Fortschritt

Wir haben die Ablenkungsmaschine durchschritten, Raum für Raum, von der donnernden Halle der Ökonomie bis zur flüsternden Kammer der Familie. Wir haben gesehen, wie jeder Apparat dich gefangen hält, wie jeder Mechanismus den nächsten antreibt, wie die Symbiose aller Teile dich in einer lückenlosen Mobilisierung gefangen hält, aus der es kein Entrinnen gibt. Aber eine Frage haben wir noch nicht gestellt, die Frage, die überhaupt erst erklärt, warum du in diese Maschine hineingegangen bist, warum du in ihr bleibst, warum du ihr Treiben nicht nur erträgst, sondern bejahst. Diese Frage lautet: Wofür das alles?

Die Maschine raubt dir deine Zeit, deine Kraft, deine Aufmerksamkeit, deine Neugier, deine Intimität. Sie hinterlässt Erschöpfung, Leere, chronische Unzufriedenheit, eine diffuse Heimatlosigkeit, die du nicht benennen kannst. Und doch stehst du jeden Morgen auf, gehst zur Arbeit, konsumierst, informierst dich, empörst dich, optimierst dich, pflegst deine Beziehungen, gründest eine Familie, ziehst Kinder auf, als ob es einen Sinn hätte. Als ob all die Mühe, all der Schmerz, all die Entfremdung sich am Ende auszahlen würden. Als ob es ein Ziel gäbe, auf das du zusteuerst, einen Ort, an dem du ankommen wirst, einen Zustand, in dem das Leiden aufhört und die Erfüllung beginnt. Dieses "Als ob" ist keine private Illusion. Es ist die große, kol-

lektive Erzählung, die die Moderne seit ihren Anfängen zusammenhält. Es ist der Mythos, der alle anderen Mythen überwölbt, die Mutter aller Ablenkungen, die Geschichte, die uns einredet, dass die Maschine kein Gefängnis ist, sondern ein Fahrzeug, und dass dieses Fahrzeug auf dem Weg zu einem besseren Ort ist. Wir nennen diese Geschichte den Mythos vom Fortschritt.

Der Fortschrittsglaube ist die säkulare Religion der Moderne. Er hat die alten Heilsversprechen der Religionen beerbt, aber er hat sie aus dem Jenseits ins Diesseits verlegt. Nicht mehr das Paradies nach dem Tod ist das Ziel, sondern das Paradies nach der nächsten Innovation, der nächsten Reform, der nächsten Generation. Die Menschheit, so erzählt der Mythos, ist auf einem langen, mühsamen, aber unaufhaltsamen Weg aus der Dunkelheit ins Licht. Früher waren wir unwissend, abergläubisch, arm, krank, gewalttätig, heute sind wir aufgeklärt, wissenschaftlich, wohlhabend, gesund, friedlich. Und morgen werden wir noch aufgeklärter, noch wohlhabender, noch gesünder, noch friedlicher sein. Der Fortschritt ist die große Verheißung, die alle gegenwärtigen Leiden rechtfertigt: Was wir heute erleiden, ist der Preis für das Glück von morgen. Was wir heute opfern, wird unseren Kindern zugutekommen. Was wir heute nicht verstehen, werden die kommenden Generationen begreifen.

In diesem Kapitel werden wir den Mythos vom Fortschritt in seine Einzelteile zerlegen. Wir werden seine historischen Wurzeln freilegen, seine ideologische Funktion analysieren, seine Versprechen mit der Realität konfrontieren. Wir werden sehen, wie er mit den anderen Apparaten der Ablenkungsmaschine zusammenspielt, wie er die Ökonomie rechtfertigt, die Politik legitimiert, die Medien antreibt, das Bildungssystem prägt und selbst die Familie mit Sinn auflädt. Wir werden die sieben Gesichter des Fortschrittsglaubens betrachten, keine erschöpfende Liste, aber ein Panorama der Illusionen, die uns in Bewegung halten, während wir auf der Stelle treten. Der Fortschritt ist der Treibstoff der Ablenkungsmaschine. Ohne ihn würde sie stillstehen. Ohne den Glauben, dass es vorangeht, dass die Opfer sich lohnen, dass die Kinder es besser haben werden, würde der moderne Mensch vielleicht innehalten und sich fragen, wofür er das alles eigentlich tut. Und diese Frage wäre das Ende der Maschine. Also muss der Mythos aufrechterhalten werden, um jeden Preis. Also werden die Erfolge gefeiert und die Kosten verschwiegen. Also wird die Zukunft in den leuchtendsten Farben gemalt, während die Gegenwart in immer neuen Ablenkungen ertränkt wird. Es ist Zeit, den Schleier zu zerreißen. Es ist Zeit, dem Fortschritt ins Gesicht zu sehen und zu fragen: Wohin gehst du eigentlich? Und wer hat gesagt, dass es dort besser ist?

Die Geburt des Fortschritts

Der Glaube an den Fortschritt ist keine uralte Weisheit der Menschheit. Er ist eine historisch junge Erfindung, ein Produkt der europäischen Aufklärung, das in den letzten dreihundert Jahren die Welt erobert hat. Vor der Moderne dachten die Menschen nicht in Kategorien des Fortschritts. Sie dachten in Zyklen, in Wiederholungen, im ewigen Kreislauf von Werden und Vergehen. Die Alten waren nicht weniger weise als die Jungen; das Goldene Zeitalter lag in der Vergangenheit, nicht in der Zukunft. Die Vorstellung, dass die Menschheit sich auf einer aufsteigenden Linie bewegt, dass jede Generation klüger, reicher, glücklicher ist als die vorherige, diese Vorstellung wäre unseren Vorfahren nicht nur fremd, sondern vermutlich lächerlich erschienen.

Man muss sich, um die Ungeheuerlichkeit dieses neuen Glaubens zu ermessen, noch einmal vor Augen führen, was er ersetzte. In der Welt der Ur-Natur, die wir in Teil I als verlorenen Kontinent beschrieben haben, gab es keinen Fortschritt, nicht aus Mangel an Erkenntnis, sondern weil die Kategorie des Fortschritts in dieser Welt schlicht keinen Sinn ergab. Die Zeit war kein Pfeil, der in eine bessere Zukunft schoss; sie war ein Kreis, der immer wieder zu sich selbst zurückkehrte. Der Morgen war nicht besser als der gestrige Morgen; er war derselbe Morgen, nur mit anderem Wetter. Die Jagd war nicht effizienter als die Jagd der Vorfäter; sie war dieselbe Jagd, eingeübt in denselben

Handgriffen, weitergegeben in denselben Geschichten. Das Leben der Enkel war nicht glücklicher als das Leben der Großeltern; es war dasselbe Leben, eingebettet in denselben Kreislauf von Geburt, Reife, Alter und Tod. Die Vorstellung, dass die Menschheit als Ganzes sich auf ein Ziel zubewegt, dass die Geschichte einen Sinn hat, dass die Mühe der Gegenwart sich in einer besseren Zukunft auszahlt, diese Vorstellung wäre den Menschen der Ur-Natur nicht nur fremd gewesen. Sie wäre ihnen als eine Art Wahnsinn erschienen, als die Hybris eines Geistes, der den sicheren Boden des immer Gleichen verlassen hat und nun in der bodenlosen Abstraktion einer erträumten Zukunft treibt.

Der Fortschrittsglaube ist also nicht einfach eine neue Idee unter vielen. Er ist der kognitive Ausdruck der Ur-Trennung selbst, die Übersetzung des linearen Zeitdenkens, das die fatalen Gaben der Abstraktion und Voraussicht in die Welt brachten, in eine große, kollektive Erzählung. Er ist der Versuch, dem sinnlosen Vorwärts der Zeit einen Sinn zu geben, den es in der zyklischen Welt der Ur-Natur nie gebraucht hatte, weil der Sinn dort nicht in der Zukunft lag, sondern in der Gegenwart des gemeinsamen Lebens. Aber der Fortschrittsglaube ist älter als die Aufklärung. Er ist die jüngste und am präzisesten ausformulierte Gestalt einer viel älteren Logik, der Selbsterhaltungslogik des gebauten Reichs selbst. Schon der erste Sesshafte, der seinen Acker umzäunte, tat es im stillen Glauben, dass dieser Zaun ein Fortschritt sei gegenüber der ungesicherten Wildnis. Schon der erste Priester, der das Wissen monopolisierte und die

Schrift zum heiligen Geheimnis erklärte, tat es im Glauben, dass der Tempel ein Fortschritt sei gegenüber dem ungeordneten Wissen des Stammes. Schon der erste Feldherr, der ein Nachbarvolk unterwarf und seinen Palast auf dessen geschleiften Mauern errichtete, tat es im Glauben, dass das Imperium ein Fortschritt sei gegenüber der Kleinstaaterei. Der Fortschrittsglaube ist so alt wie das gebaute Reich selbst, er ist seine eingebaute Rechtfertigung, die Stimme, die ihm zuflüstert, dass jede Expansion, jede Unterwerfung, jede Zerstörung nicht Gewalt ist, sondern Entwicklung. Die Aufklärung hat dieser uralten Stimme nur eine philosophische Sprache gegeben und sie zum universalen Gesetz der Geschichte erklärt. Was zuvor das dumpfe Dröhnen der Macht war, wurde nun zur Melodie der Vernunft.

Die Geburt des Fortschrittsglaubens, wie wir ihn kennen, ist eng verknüpft mit dem, was wir in Teil I als die drei fatalen Gaben beschrieben haben: Abstraktion, Selbstreflexion, Voraussicht. Die Abstraktion erlaubte es, die Welt nicht mehr als das zu sehen, was sie ist, sondern als das, was sie sein könnte. Die Selbstreflexion schuf ein Ich, das sich selbst als veränderbar, als verbesserbar, als entwicklungsfähig begreift. Die Voraussicht eröffnete den Blick in die Zukunft, und mit ihm die Möglichkeit, diese Zukunft zu planen, zu gestalten, zu optimieren. Der Fortschrittsglaube ist die kollektive Anwendung dieser drei Gaben auf die Geschichte der Menschheit. Er ist der Versuch, dem blinden, sinnlosen Strom der Zeit eine Richtung zu geben, ein Ziel, einen Zweck.

Die Aufklärung des 18. Jahrhunderts war die Stunde seiner expliziten Formulierung. Die Philosophen dieser Zeit, Condorcet, Turgot, Kant, erhoben zum ersten Mal den Anspruch, dass die Menschheit als Ganzes sich auf eine bessere Zukunft zubewegt. Die Wissenschaft, so glaubten sie, würde die Unwissenheit vertreiben; die Vernunft würde den Aberglauben besiegen; die Technik würde die Armut überwinden; die Demokratie würde die Tyrannei ablösen. Die Menschheit, befreit von den Fesseln der Tradition und der Religion, würde in ein neues Zeitalter eintreten, ein Zeitalter der Freiheit, der Gleichheit, der Brüderlichkeit. Der Fortschritt war nicht mehr nur eine Möglichkeit; er war ein Gesetz der Geschichte. Die Aufklärung war nicht nur eine intellektuelle Bewegung; sie war eine Revolution des Hoffens. Sie lieferte dem modernen Menschen einen neuen Grund zu leben, eine neue Rechtfertigung für die Leiden der Gegenwart, eine neue Erzählung, die das Chaos der Geschichte in eine sinnvolle Ordnung brachte. Wer heute lacht über den Fortschrittsglauben, vergisst, wie mächtig diese Hoffnung war – und wie notwendig. Die Menschen des 18. Jahrhunderts lebten in einer Welt, die noch von Hunger, von Pest, von Hexenverbrennungen und Fürstenwillkür geprägt war. Dass sie sich trotzdem eine bessere Zukunft vorstellten, dass sie daran glaubten, dass ihre Enkel es besser haben würden, das war nicht nur naiv, es war ein Akt des Widerstands gegen eine Realität, die keinen Sinn ergab. Und dieser Widerstand war erfolgreich. Die Aufklärung hat die Welt verändert, nicht nur in den Köpfen, sondern in den Ver-

hältnissen. Die Demokratie, die Menschenrechte, die Wissenschaft, die Technik, der Wohlstand – all das ist nicht einfach vom Himmel gefallen, sondern das Ergebnis von Jahrhunderten mühsamer Arbeit, von Kämpfen, die ohne den Fortschrittsglauben nicht denkbar gewesen wären. Wer den Fortschrittsglauben kritisiert, darf nicht vergessen, was er ermöglicht hat: die Befreiung von der Tyrannei der Vergangenheit, die Öffnung von Möglichkeiten, die frühere Generationen nicht einmal erträumen konnten. Die Kritik am Fortschritt darf nie in die Verklärung der Vormoderne kippen. Die Aufklärung war ein Befreiungsschlag, und ihre Folgen sind nicht rückgängig zu machen.

Doch die Aufklärung allein hätte den Fortschrittsglauben nicht zur allumfassenden Religion der Moderne machen können. Es brauchte einen zweiten, mächtigeren Motor, eine Institution, die das abstrakte Versprechen der Vernunft in eine täglich erfahrbare, handfeste Realität übersetzte. Diese Institution war der Markt. Genauer: die kapitalistische Wirtschaftsordnung, die im 19. Jahrhundert ihren Siegeszug antrat und im 20. Jahrhundert zur globalen Orthodoxie wurde. Die Religionen der Vorgeschichte hatten den Menschen einen Platz im Kosmos zugewiesen. Sie erklärten, woher sie kamen, wohin sie gingen, warum sie litten und was sie nach dem Tod erwartete. Sie gaben dem Leben einen Rahmen, eine Ordnung, einen Sinn, so trügerisch dieser auch gewesen sein mag. Die Aufklärung zerschlug diesen Rahmen. Sie entzauberte die Welt, wie Max Weber es nannte, und hinterließ eine Leerstelle, die nach Füllung

schrie. Der Kapitalismus trat in diese Leerstelle. Er bot keine Antworten auf die letzten Fragen, aber er bot etwas, das in der diesseitigen Welt noch mächtiger war: Er versprach, dass es vorangeht. Dass die Mühe sich lohnt. Dass der Markt, wie einst die göttliche Vorsehung, alles zum Besten richten wird, wenn man ihn nur gewähren lässt. Die "unsichtbare Hand" des Marktes, von der Adam Smith sprach, ist nichts anderes als eine säkularisierte Version der göttlichen Vorsehung. Wo der Gläubige früher darauf vertraute, dass Gott die Geschichte der Menschen lenkt und am Ende alles gut wird, vertraut der moderne Mensch darauf, dass der Markt die Ressourcen optimal verteilt, Innovationen hervorbringt und den Wohlstand mehrt. Der Markt ist der neue Gott, unsichtbar, allmächtig, unfehlbar. Und wie jeder Gott verlangt er Opfer. Die Arbeiter, die in den Fabriken des 19. Jahrhunderts verheizt wurden, die Kleinbauern, die von den Agrarkonzernen verdrängt wurden, die Umwelt, die für das Wachstum geplündert wird, sie alle sind Opfergaben auf dem Altar des Fortschritts, dargebracht im Namen des Marktes, der es schon richten wird.

Die Theologie des Marktes ist einfach, aber wirkmächtig: Wachstum ist gut. Stillstand ist schlecht. Schrumpfung ist Sünde. Das Bruttoinlandsprodukt ist der neue Segensindex, die Börsenkurse sind die neuen Propheten, die Quartalszahlen die neuen Gebetsmühlen. Die Ökonomen sind die Priester dieser Religion, die mit Formeln und Modellen hantieren, die für den Laien so undurchschaubar sind wie die lateinische Messe für den mittelalterlichen Bauern. Die

Wirtschaftsnachrichten sind die neuen Predigten, die täglich verkünden, ob der Markt gnädig gestimmt ist oder ob er zürnt. Und wenn er zürnt, wenn die Kurse fallen, wenn die Fabriken schließen, wenn die Arbeitslosigkeit steigt, dann wird nicht der Markt in Frage gestellt, sondern es werden Schuldige gesucht: die Politik, die zu viel reguliert hat; die Gewerkschaften, die zu hohe Löhne forderten; die faulen Arbeitslosen, die dem Markt nicht flexibel genug folgen. Der Kapitalismus hat die Religion nicht abgeschafft, er hat sie ersetzt. Er hat ihre Strukturen übernommen, ihre Rituale säkularisiert, ihre Heilsversprechen ins Diesseits verlagert. Wo der Christ auf das Paradies nach dem Tod hoffte, hofft der moderne Konsument auf das Paradies nach der nächsten Lohnerhöhung, dem nächsten Karrieresprung, dem nächsten Wirtschaftsaufschwung. Wo der Gläubige früher für eine gute Ernte betete, betet der Unternehmer heute für gute Quartalszahlen. Wo der Sünder früher Buße tat, um seine Seele zu retten, optimiert der moderne Mensch seine Produktivität, um seinen Marktwert zu steigern. Die Formen haben sich geändert, aber die Struktur ist dieselbe geblieben: ein Versprechen auf Erlösung, das niemals eingelöst wird, aber gerade deshalb umso fester geglaubt werden muss.

Fortschrittsglaube und Marktreligion sind keine getrennten Phänomene, sie sind zwei Seiten derselben Medaille, die sich gegenseitig stützen und verstärken. Der Fortschrittsglaube liefert die große Erzählung: Es geht voran, die Menschheit entwickelt sich, die Zukunft wird besser sein

als die Vergangenheit. Der Markt liefert den konkreten Mechanismus, der diesen Fortschritt angeblich bewirkt: Wettbewerb, Innovation, Wachstum. Ohne den Markt wäre der Fortschrittsglaube eine leere Abstraktion; ohne den Fortschrittsglauben wäre der Markt nur ein brutales System der Ausbeutung. Zusammen aber bilden sie ein unschlagbares ideologisches Gespann: Der Markt wird durch den Fortschrittsglauben geadelt, der Fortschrittsglaube durch den Markt materialisiert. Diese Komplizenschaft zeigt sich nirgends deutlicher als in der Art und Weise, wie der Kapitalismus es geschafft hat, jede Kritik an ihm in einen weiteren Beleg für seine Überlegenheit umzudeuten. Der Sozialismus des 20. Jahrhunderts, der dem Kapitalismus eine alternative Fortschrittserzählung entgegensetzte, ist gescheitert, nicht unbedingt an der Überlegenheit des Kapitalismus, aber an der Macht seiner Erzählung. Das Scheitern der sozialistischen Experimente wurde zum Beweis dafür, dass der Kapitalismus der einzig mögliche Weg zum Fortschritt ist. Der Markt wurde von einer historischen Möglichkeit zu einer alternativlosen Notwendigkeit. Wer ihn in Frage stellt, stellt sich nicht nur gegen die Wirtschaftsordnung, er stellt sich gegen den Fortschritt selbst, gegen die Zukunft, gegen die Hoffnung der Menschheit.

Die Geburt des Fortschritts war also nicht nur die Geburt einer neuen Hoffnung, sondern auch die Geburt eines neuen Dogmas, das sich mit dem Markt eine perfekte institutionelle Verkörperung schuf. Und wie jedes Dogma diente es nicht nur der Orientierung, sondern vor allem der Ver-

schleierung. Es verschleierte, dass der Fortschritt der einen oft auf dem Rücken der anderen errungen wurde, die Sklaven, die Kolonisierten, die ausgebeuteten Arbeiter, die zerstörte Natur. Es verschleierte, dass der Fortschritt kein gleichmäßiger Strom war, sondern eine Abfolge von Sprüngen und Rückschlägen, von Gewinnen und Verlusten, von Licht und Schatten. Es verschleierte vor allem, dass der Fortschritt kein Ziel hatte, an dem man ankommen konnte, dass er eine Bewegung ohne Ende war, ein immerwährendes "Noch nicht", das die Ankunft permanent vertagte. In den folgenden Unterkapiteln werden wir die verschiedenen Gesichter dieses Dogmas betrachten. Wir werden sehen, wie der technologische Fortschritt uns mit immer neuen Geräten versorgt, die unsere Abhängigkeit vertiefen. Wie der wirtschaftliche Fortschritt ein Wachstum verspricht, das niemals sättigt. Wie der moralische Fortschritt uns einredet, wir seien bessere Menschen als unsere Vorfahren, während wir die gleichen Grausamkeiten in neuen, unsichtbaren Formen begehen. Wie der politische Fortschritt uns Demokratie verspricht und Oligarchie liefert. Wie der soziale Fortschritt Gleichheit verspricht und Ungleichheit zementiert. Wie der persönliche Fortschritt uns zur Selbstoptimierung peitscht, die niemals endet. Und wie der Fortschritt als Ganzes sich als die perfekte Ablenkung erweist, die große Erzählung, die uns davon abhält, die Frage nach dem Sinn unseres Lebens zu stellen, indem sie uns verspricht, dass der Sinn in der Zukunft liegt. Der Fortschritt ist die letzte, umfassendste Illusion der Moderne. Ihn zu entlarven

heißt, der Ablenkungsmaschine ihren Treibstoff zu entziehen. Es heißt, die Frage zu stellen, die der Fortschrittsglaube seit dreihundert Jahren übertönt: Wenn es kein Ziel gibt, wohin gehen wir dann? Und wenn wir nirgendwo hingehen, warum rennen wir dann so? Die Maschine läuft. Der Horizont flimmert.

Der technologische Fortschritt

Die Waschmaschine. Sie steht im Keller, eine weiße, sum-mende Kiste, und sie hat deiner Großmutter das Leben ge-rettet. Jeden Montag stand sie am Waschbrett, die Hände rot und rissig vom scharfen Wasser, der Rücken krumm vom Bücken, die Gedanken so grau wie die Lauge. Die Waschmaschine hat ihr die Hände befreit, den Rücken, die Zeit. Was hat sie mit dieser Zeit gemacht? Sie hat andere Arbeit gefunden. Unsichtbare Arbeit, die niemand Arbeit nennt: den Haushalt perfektionieren, die Kinder zu Kursen fahren, die Hemden ihres Mannes bügeln, bis sie glänzten wie neu. Die gesparte Zeit ist nicht in Muße geflossen. Sie ist in neue Pflichten geflossen, neue Ansprüche, neue Standards der Sauberkeit, die es vorher nicht gab. Die Waschmaschine hat deine Großmutter befreit, wofür? Um mehr zu arbeiten, nur sauberer, leiser, unsichtbarer. Der Lärm des Waschbretts ist verstummt. Dafür summt jetzt der Motor. Tag und Nacht. Und deine Großmutter fragt sich manchmal, ob die Stille nicht lauter ist als der Lärm.

Das Auto. Es glänzt in der Einfahrt, ein stählernes Versprechen auf Freiheit. Kein Fahrplan, keine Schienen, keine Haltestellen, nur du, die Straße und der Horizont. Dein Großvater fuhr noch mit dem Pferd zur nächsten Stadt; es dauerte Stunden, die Hufe klapperten, der Schweiß des Tieres roch nach Arbeit und Geduld. Du drückst aufs Gaspedal und bist in zwanzig Minuten dort, wo er einen halben Tag brauchte. Was hast du mit der gesparten Zeit gemacht? Du bist weiter gefahren. Immer weiter. Der Arbeitsplatz ist jetzt fünfzig Kilometer entfernt, weil die Mieten in der Stadt zu hoch sind. Die Kinder müssen zum Fußball, zum Ballett, zur Nachhilfe, alles mit dem Auto. Der Einkauf ist eine Expedition ins Gewerbegebiet, weil der kleine Laden um die Ecke zugemacht hat. Du sitzt im Stau, die Hände am Lenkrad, die Augen auf die roten Rücklichter vor dir, und du wartest. Worauf? Darauf, dass es weitergeht. Immer weiter. Das Auto hat dich befreit von der Langsamkeit. Jetzt verbringst du mehr Zeit darin als dein Großvater auf dem Kutschbock. Und du fragst dich, wer eigentlich wen fährt.

Das Telefon. Früher riss die Stimme ab, wenn der Zug um die Kurve fuhr. Ein Knistern, ein Rauschen, dann Stille. Die Trennung war real, schmerzhaft, unüberwindbar. Man schrieb Briefe, die tagelang unterwegs waren, man trug die Abwesenheit des anderen wie einen schweren Mantel, den man erst ablegte, wenn das Wiedersehen kam. Heute trägst du das Telefon in der Tasche, und es schweigt nie. Die Stimme deiner Mutter, deines Geliebten, deines Chefs, sie sind immer da, immer erreichbar, immer nur einen Finger-

tipp entfernt. Aber wann hast du das letzte Mal wirklich mit ihnen gesprochen? Nicht Informationen ausgetauscht, nicht Termine abgeglichen, nicht Pflichtfloskeln gemurmelt, sondern gesprochen, wie man es tat, wenn man wusste, dass die Verbindung gleich abreißen würde, und jedes Wort zählte? Das Telefon hat die Entfernung besiegt. Aber es hat auch die Sehnsucht getötet. Und ohne Sehnsucht gibt es keine Ankunft. Nur ein permanentes Dazwischen, ein ständiges Erreichbarsein, das nie wirklich da ist.

Der Computer. Er ist ein Wunder. Ein Kasten aus Silizium und Plastik, der schneller rechnet als tausend Mathematiker, der mehr weiß als alle Bibliotheken der Welt, der dich mit jedem Ort der Erde verbindet, ohne dass du deinen Stuhl verlassen müsstest. Er hat die Arbeit leicht gemacht. Früher schrieb man mit der Hand, mühsam, Buchstabe für Buchstabe; ein Fehler bedeutete neu anfangen. Heute tippst du, löschst, formatierst, verschickst, alles in Sekunden. Was hast du mit der gesparten Zeit gemacht? Du hast mehr geschrieben. Unendlich mehr. E-Mails, Berichte, Präsentationen, die niemand liest, die nur geschrieben werden, weil der Computer es so einfach macht. Die Leichtigkeit hat die Menge explodieren lassen, und die Menge hat die Bedeutung verdampft. Ein handgeschriebener Brief war ein Ereignis. Eine E-Mail ist es nicht. Der Computer hat dich befreit von der Mühsal des Schreibens. Jetzt ertrinkst du in Texten, die keine Seele mehr haben.

Das Smartphone. Du hältst es in der Hand, dieses glatte, schwarze Rechteck, das mehr Rechenleistung besitzt als die gesamte NASA während der Mondlandung. Es ist Wecker, Kalender, Nachrichtenzentrale, Musikbox, Kino, Bibliothek, Landkarte, Fotoalbum, Spielekonsole, Einkaufszentrum und Kommunikationsgerät in einem. Es hat dir die Welt in die Hosentasche gelegt. Jeden Morgen, noch bevor du die Augen ganz geöffnet hast, greifst du danach. Es ist die erste Berührung des Tages, vor dem Wasser, vor dem Kaffee, vor dem Blick zum Fenster. Es sagt dir, wie das Wetter wird, was in der Welt passiert ist, wer an dich gedacht hat. Es weiß, wo du bist, was du suchst, was du kaufen willst, bevor du es weißt. Es summt, es blinkt, es fordert. Und du gehorchst. Wann hast du das letzte Mal einen ganzen Vormittag verstreichen lassen, ohne es zu berühren? Wann hast du das letzte Mal gewartet, ohne es mit einem Blick auf den Bildschirm zu füllen? Das Smartphone hat dir die Welt geschenkt. Aber es hat dir die Gegenwart genommen. Du bist überall, nur nicht hier.

Die sozialen Medien. Sie versprochen Verbindung. Ein Netz, das die Einsamen auffängt, die Fernen nahe bringt, die Stimmlosen hörbar macht. Sie haben das Versprechen gehalten, auf ihre Weise. Du siehst die Urlaubsfotos deiner Freunde, die du seit Jahren nicht getroffen hast. Du weißt, was sie essen, was sie denken, worüber sie sich empören. Du bist verbunden mit Hunderten, Tausenden, und warst noch nie so allein. Denn diese Verbindung ist keine Berührung. Sie ist ein Blick durch ein Fenster in eine Welt, die

nicht deine ist, kuratiert, gefiltert, optimiert, eine Welt, in der alle lächeln, alle erfolgreich sind, alle das richtige Leben führen. Und du sitzt auf deinem Sofa, in deiner unaufgeräumten Wohnung, mit deinen ungeschönten Gedanken, und fragst dich, warum du nicht dazugehörst. Die sozialen Medien haben die Einsamkeit nicht besiegt. Sie haben sie privatisiert. Früher warst du allein und wusstest es. Heute bist du allein und siehst ständig, was du verpasst. Das ist schlimmer.

Die Algorithmen. Du siehst sie nicht. Sie haben kein Gesicht, keine Stimme, keinen Körper. Sie sind reine Mathematik, reine Logik, reine Effizienz. Sie wissen, welche Musik du magst, bevor du sie gehört hast. Sie kennen die Nachrichten, die dich empören, bevor du sie gelesen hast. Sie wissen, welches Produkt du kaufen wirst, bevor du es gesehen hast. Sie nehmen dir die Mühe der Wahl ab. Du musst nicht mehr suchen, sie finden für dich. Du musst nicht mehr entscheiden, sie entscheiden für dich, und du glaubst, es sei deine eigene Wahl. Die Algorithmen sind die freundlichsten Diktatoren der Geschichte. Sie zwingen dich nicht. Sie verführen dich. Sie geben dir genau das, was du willst, und nehmen dir dafür das, was du nicht einmal bemerkst: die Möglichkeit, etwas anderes zu wollen, etwas Unerwartetes, etwas, das nicht in dein Profil passt. Die Algorithmen machen die Welt bequem. Aber eine bequeme Welt ist eine kleine Welt. Und in einer kleinen Welt verkümmerst du, ohne es zu merken.

Die Lebensmittelindustrie. Du öffnest den Kühlschrank. Er ist voll. Milch in Plastikflaschen, Eier in Kartons, Fleisch in Folie, Gemüse in Tüten, alles sauber, alles ordentlich, alles da, wann immer du es brauchst. Du denkst nicht an das Tier, das für die Milch gemolken wurde, eingesperrt in einem Stall, der nie dunkel wird, nie still, nie sauber. Du denkst nicht an das Huhn, das die Eier legte, ohne jemals die Sonne gesehen zu haben, ohne jemals im Staub zu scharren, ohne jemals ein Huhn gewesen zu sein. Du denkst nicht an das Schwein, das in einer Box stand, so eng, dass es sich nicht umdrehen konnte, und das schrie, als es zum Schlachter gefahren wurde, ein Schrei, den du nie hören wirst, weil die Wände der Fabrik dick sind und die Wege der Tiere weit entfernt von deinen Wegen. Die Technologie hat das Essen von der Natur entkoppelt. Sie hat das Sterben unsichtbar gemacht, das Töten lautlos, das Leiden abstrakt. Du isst nicht mehr ein Tier, du konsumierst ein Produkt und nennst das Fortschritt.

Der Zucker. Du rührst ihn in den Kaffee, weiß und fein, ohne einen Gedanken an ihn zu verschwenden. Ein Löffel voll Süße, der den Morgen erträglich macht. Nichts scheint harmloser zu sein als dieses kristalline Pulver, das in der Schale auf deinem Küchentisch steht. Aber unter dieser Harmlosigkeit liegt eine der blutigsten Geschichten, die das gebaute Reich je geschrieben hat, eine Geschichte, die vor fünfhundert Jahren begann und bis heute nicht endet. Als Kolumbus auf seiner zweiten Reise Zuckerrohr in die Karibik brachte, war das noch kein Verbrechen. Es war eine

landwirtschaftliche Entscheidung. Doch was folgte, war die größte Deportation der Menschheitsgeschichte: Über zwölf Millionen Afrikaner wurden in die Karibik und nach Südamerika verschleppt, um auf den Plantagen das Zuckerrohr zu schneiden, das den süßen Hunger Europas stillte. Die Arbeit war mörderisch. Die messerscharfen Blätter des Zuckerrohrs zerschnitten die Haut, die tropische Hitze trieb den Schweiß in die Wunden, und die Auszehrung durch Erschöpfung, Mangelernährung und Gewalt löschte ein Menschenleben nach dem anderen aus. Die durchschnittliche Lebenserwartung eines versklavten Arbeiters auf einer Zuckerplantage betrug sieben Jahre. Sieben Jahre, nachdem er in Ketten von der Küste ins Hinterland getrieben worden war. Dann war sein Körper verbraucht, und ein neuer wurde herangeschafft. Die Plantagenbetreiber rechneten es durch: Es war billiger, einen neuen Sklaven zu kaufen, als einen alten zu ernähren. Zucker ist der Geschmack dieser Rechnung. Was die Plantagen in die Neue Welt brachten, war nicht nur der Tod der Verschleppten. Es war die Geburt des modernen Kapitalismus. Die Zuckerindustrie war der erste globalisierte Markt, der erste, der mit Aktien an Börsen gehandelt wurde, der erste, der Finanzinstrumente wie Terminkontrakte und Versicherungen in großem Stil einsetzte. Das Betriebssystem der Akkumulation, das wir in Kapitel 5 seziert haben, lernte auf den Zuckerinseln laufen.

Der süße Stoff finanzierte die industrielle Revolution in England, die Paläste der Kaufleute in Bordeaux, die Banken in Amsterdam. Der Reichtum des Westens ist mit Blut gesüßt. Und das ist keine Metapher.

Im 19. Jahrhundert wechselte der Zucker die Seite. Aus dem Luxusgut der Aristokratie wurde die billige Kalorie des Proletariats. Die Fabrikarbeiter, die in Manchester und Liverpool sechzehn Stunden am Tag schufteten, hatten keine Zeit mehr, ihr Essen zuzubereiten. Sie brauchten schnelle Energie, billig, haltbar, verfügbar. Zucker, eingebacken in Brot, eingerührt in Tee, gab ihnen die Kalorien, die sie zum Überleben brauchten, und die ersten Zivilisationskrankheiten obendrein. Karies, Diabetes, Fettleibigkeit, die Plagen der Moderne sind die Spätfolgen der industriellen Revolution, und sie sind mit Zucker geschrieben. Das gebaute Reich gab den Arbeitern die Süße, die ihnen das Leben erträglich machte, und nahm ihnen dafür die Gesundheit. Ein fairer Tausch, in der Logik der Akkumulation. Heute ist Zucker ein Milliardengeschäft, und es hat ein neues, grünes Gesicht bekommen. Brasilien, der größte Zuckerproduzent der Welt, rühmt sich als Vorreiter der grünen Energie. Ein Drittel des brasilianischen Zuckerrohrs wird nicht zu Kristallzucker verarbeitet, sondern zu Bioethanol, einem Treibstoff, den die Welt als saubere Alternative zum Benzin feiert. Die Tankstellen Europas und Nordamerikas werben mit "grünem Sprit", und der Kunde tankt mit gutem Gewissen. Aber was er nicht sieht, ist der Preis dieses grünen Gewissens. Der Hunger nach Zuckerrohr frisst sich durch das

Cerrado, die artenreichste Savanne der Welt, und in den Amazonas hinein. Jedes Jahr werden Hunderttausende Hektar Wald und Savanne gerodet, um neue Zuckerrohrplantagen anzulegen. Die Monokultur laugt die Böden aus, der Pestizideinsatz vergiftet die Flüsse, aus denen die indigenen Völker trinken, und der Wasserverbrauch ist immens. Für einen Liter Bioethanol werden tausend Liter Wasser benötigt, Wasser, das den Fischen, den Bäumen, den Menschen fehlt, die dort lebten, bevor der Zucker kam. Die Arbeiter auf den Plantagen schneiden das Rohr immer noch mit der Machete, zwölf Stunden am Tag, für einen Lohn, der kaum zum Überleben reicht. Die Sklaverei ist offiziell abgeschafft, aber die Bedingungen sind es nicht. Das ist der Zucker, den du in den Kaffee rührst. Er hat die Meere überquert, die Körper zerbrochen, die Böden ausgelaugt, die Flüsse vergiftet. Er hat Imperien finanziert und Revolutionen gesüßt. Er ist der Geschmack des gebauten Reichs in seiner reinsten Form: süß an der Oberfläche, blutig im Fundament. Und du rührst ihn um, weiß und fein, ohne einen Gedanken an ihn zu verschwenden. Das ist der Fortschritt. Die Kunst, die Geschichte unsichtbar zu machen und den Geschmack für rein zu halten.

Wasser. Du drehst den Hahn auf, und es fließt. Klar, kühl, selbstverständlich. Du denkst nicht darüber nach, woher es kommt, wohin es geht, wer es dir bringt und was es kostet, nicht in Euro, sondern in dem, was die Ökonomie nicht berechnet. Wasser ist der Urstoff, aus dem das Leben kam, die erste Heimat, die der Mensch mit dem Fisch und dem Farn

und dem Bakterium teilt. Es ist die Ader der Welt, durch die alles fließt, was lebt. Und das gebaute Reich hat selbst diese Ader nicht verschont. Die Geschichte der Zivilisation ist die Geschichte der Wasseraneignung. Die ersten Städte entstanden an Flüssen, nicht zufällig, sondern weil der Fluss die Arterie war, die das Land ernährte. Aber aus dem Fluss, der gegeben war, wurde der Kanal, der gegraben wurde, und aus dem Kanal wurde die Pipeline, die verlegt wurde, und aus der Pipeline wurde das Wasserrecht, das verkauft wurde. Der Zugang zum Wasser, einst so selbstverständlich wie die Luft zum Atmen, wurde zum Privileg, zur Ware, zum Spekulationsobjekt. Heute gibt es Börsen, an denen Wasserzertifikate gehandelt werden wie Aktien. Der Regen, der auf die Berge fällt, die Quelle, die aus dem Fels entspringt, der Fluss, der durch das Tal mäandert, all das ist nicht mehr einfach da. Es gehört jemandem. Es hat einen Preis. Du siehst die Flasche Wasser, die du im Supermarkt kaufst. Sie glitzert im Regal, klar und rein, und das Etikett zeigt einen Bergbach, der aus unberührter Wildnis zu kommen scheint. Aber das Wasser in dieser Flasche wurde nicht aus einer unberührten Quelle geschöpft. Es wurde von einem Konzern abgefüllt, der die Quelle aufgekauft hat, oft in einer Region, in der die Menschen vorher aus dieser Quelle tranken, ohne dafür zu bezahlen. Jetzt ist die Quelle eingezäunt. Ein Schild warnt vor Betreten. Das Wasser, das früher frei

war, ist jetzt Eigentum. Und die Menschen, die es tranken, kaufen es nun in Flaschen zurück, die sie sich kaum leisten können. Der Konzern nennt das Wertschöpfung. Die Menschen nennen es Durst.

Aber die sichtbare Flasche ist nur die Oberfläche. Unter ihr liegt die unsichtbare Infrastruktur, die das Wasser dorthin bringt, wo es gebraucht wird, oder genauer: dorthin, wo das Geld es hinbestellt. Die Wüstenstädte von Las Vegas und Dubai existieren nur, weil Pipelines und Entsalzungsanlagen das Wasser aus Hunderten von Kilometern heranschaffen, durch Landschaften, die selbst verdursten, während ihre Flüsse umgeleitet werden. Der Aralsee, einst das viertgrößte Binnengewässer der Erde, ist zu einer Pfütze geschrumpft, weil die Sowjetunion seine Zuflüsse in Baumwollplantagen umleitete. Die Fische starben, die Fischer verloren ihre Arbeit, der Sand vom ausgetrockneten Seeboden, verseucht mit Pestiziden, treibt heute als giftiger Sturm über die Dörfer. Der Aralsee ist die Wahrheit der Wasserflasche. Er ist das, was das Etikett nicht zeigt. Und dann ist da das Wasser, das du nicht siehst, das aber in allem steckt, was du konsumierst. Für ein Kilo Rindfleisch werden fünfzehntausend Liter Wasser verbraucht, nicht getrunken, sondern geflossen, um das Futter zu bewässern, die Ställe zu reinigen, die Tiere zu tränken. Für ein T-Shirt aus Baumwolle zweitausendfünfhundert Liter. Für eine Tasse Kaffee einhundertvierzig Liter. Das alles nennst du Konsum, aber in Wahrheit ist es Wasserverbrauch, der woanders fehlt, in den Flüssen, die versiegen, in den Grund-

wasserspeichern, die sich leeren, in den Böden, die versalzen, weil zu viel Wasser entnommen und zu wenig zurückgegeben wurde. Die Wüste wächst, nicht weil es weniger regnet, sondern weil der Regen, der fällt, nicht mehr dorthin zurückkehrt, wo er fiel. Er steckt in deinem Kaffee. In deinem T-Shirt. In der Avocado, die du im Winter isst, und die in Chile wuchs, in einer Wüste, die künstlich bewässert wird, während die Menschen, die dort leben, ihr Wasser rationieren müssen. Das gebaute Reich hat das Wasser nicht erfunden. Aber es hat es aus dem Kreislauf gerissen, in den es gehörte. Der Regen, der auf das Land fiel, versickerte im Boden, speiste die Quellen, füllte die Flüsse, verdunstete, stieg auf, kehrte zurück. Dieser Kreislauf war die Ader der Welt, und er hielt alles am Leben, was in ihr wohnte. Die Matrix hat diesen Kreislauf durchtrennt. Sie hat das Wasser in Rohre gezwängt, in Flaschen gepresst, in Betonkanäle gelenkt. Sie hat den Flüssen ihre Mündung genommen, den Sümpfen ihre Überschwemmung, den Auen ihre Fruchtbarkeit. Sie hat das Wasser, das einst die Quelle aller Verbindung war, zu einem weiteren Instrument der Trennung gemacht. Der Hahn, den du aufdrehst, ist das Discidium in Kupfer gegossen: die Verbindung, die keine mehr ist, weil das Wasser, das aus ihr fließt, nicht mehr von dort kommt, wo du bist, und nicht mehr dorthin zurückkehrt, wo es herkam. Es kommt aus der Leitung. Es geht in den Abfluss. Der Kreislauf ist eine Einbahnstraße geworden, die am Ende in der Kläranlage endet und im Meer, das langsam zur Müllkippe des gebauten Reichs wird. Du drehst den Hahn

zu. Das Wasser ist weg. Du denkst nicht mehr an es, bis du wieder Durst hast. Aber der Durst, den du stillst, ist nicht der Durst, den du denkst. Es ist der Durst des gebauten Reichs selbst, jenes unstillbare Verlangen, das alles in eine Ressource verwandelt, selbst das, woraus es selbst besteht. Dein Körper besteht zu zwei Dritteln aus Wasser. Wenn du trinkst, nimmst du die Welt in dich auf. Aber die Welt, die du aufnimmst, ist nicht mehr die, aus der du kamst. Sie ist gefiltert, durch Rohre fließend, in Flaschen abgefüllt und mit einem Preis versehen. Der Geschmack des Ursprungs ist verloren. Was bleibt, ist der Geschmack der Leitung. Oder der Flasche. Oder der Verpackung, die dir frisches Wasser verspricht, ohne es noch zu sein.

Die Bodenschätze. Unter deinen Füßen, tief im Gestein, schlummern Schätze, von denen deine Vorfahren nicht einmal träumten. Seltene Erden, Lithium, Coltan, Namen, die wie fremde Planeten klingen, deren Substanz aber in allem steckt, was du Fortschritt nennst. In den Motoren, die deine Züge antreiben. In den Magneten, die deine Lautsprecher zum Klingen bringen. In den Legierungen, die deine Messer scharf halten und deine Rohre rostfrei. Die Maschinen, die diese Schätze heben, sind größer als Häuser, lauter als Gewitter, hungriger als jeder Drache. Sie reißen Löcher in die Erde, so tief, dass du vom Rand aus den Grund nicht siehst. Sie schaufeln ganze Berge beiseite, um an ein paar Gramm des begehrten Metalls zu kommen. Sie vergiften Flüsse mit Chemikalien, die das Gestein von den Schätzen trennen, Flüsse, aus denen niemand mehr trinken

kann, in denen kein Fisch mehr schwimmt, an deren Ufern keine Kinder mehr spielen. Die Menschen, die dort leben, nennen es nicht Fortschritt. Sie nennen es das Ende ihrer Welt. Aber du siehst sie nicht. Du siehst nur die glänzende Oberfläche der Dinge, die aus diesen Schätzen gemacht sind, die glatte Kühlschrantür, die silbrige Zierleiste am Auto, das scheinbar mühelos gleitende Getriebe. Du fragst dich nicht, wie viel Gestein dafür zermalmt wurde. Du fragst dich nicht, wie viel Quecksilber in den Fluss floss, damit dieses Metall rein sein kann. Du fragst dich nicht, wie viele Leben unter den Rädern dieser Maschinen zerrieben wurden, während du die Früchte ihrer Arbeit in den Händen hältst, ohne es zu wissen. Das ist der Fortschritt. Die Kunst, die Herkunft unsichtbar zu machen. Das Endprodukt glänzt, der Weg dorthin ist eine Wüste aus Schlamm, aus Gift, aus zerbrochenen Knochen. Die Bodenschätze sind das stumme Fundament, auf dem alles ruht, was du selbstverständlich nennst, und du gehst darüber hinweg, als wäre es Erde. Aber es ist keine Erde mehr. Es ist eine Narbe, tief bis ins Grundgestein, die niemals verheilen wird. Und du wirst sie nicht sehen, weil du nicht hinsehen willst.

Die Kohle und das Gold. Unter den grünen Hügeln West Virginias liegt schwarzes Gestein, das vor dreihundert Millionen Jahren aus Farnen und Wäldern gepresst wurde, die keine Axt je berührte. Um es zu heben, sprengen die Maschinen die Gipfel der Hügel weg, ganze Berge, die nie wieder Berge sein werden. Der Abraum, Gestein, Erde, die zermalmten Überreste eines Ökosystems, das älter war als

die Menschheit, wird in die Täler gekippt. Die Bäche, die dort flossen, ersticken unter dem Schutt. Was von ihnen übrig bleibt, ist eine graue, saure Brühe, die langsam ins Grundwasser sickert und es mit Selen und Arsen und Quecksilber anreichert, für Generationen. Die Menschen in den Tälern trinken Wasser aus Flaschen, die sie sich nicht leisten können, und waschen sich in Wasser, das ihre Haut verätzt. Sie nennen es nicht Fortschritt. Sie nennen es das langsame Verschwinden von allem, was sie kannten. Und dann ist da das Gold. Du trägst es vielleicht am Finger, um den Hals, im Safe der Bank. Es glänzt, es ist wertvoll, es hat Kriege ausgelöst und Reiche gestürzt und ist doch nur ein weiches, gelbes Metall, das in den Flussbetten der Welt schlummert. Um ein einziges Gramm Gold zu gewinnen, müssen die Minenarbeiter in Ghana, in Peru, in Indonesien oft Tonnen von Gestein zermahlen und mit Quecksilber auswaschen. Das Quecksilber bindet das Gold zu einem Amalgam, das dann erhitzt wird, bis das Quecksilber verdampft und das reine Gold zurückbleibt. Der Dampf steigt auf, legt sich auf die Hütten der Arbeiter, vergiftet das Wasser ihrer Kinder, frisst sich in ihre Knochen, bevor es in der Atmosphäre verschwindet. Wenn das Gold verkauft ist, bleibt ein Loch zurück, gefüllt mit Gift, das die Flüsse hinabfließt und in den Seen der Täler abgelagert. Die Fische sterben. Die Vögel sterben. Die Menschen werden krank, ohne zu wissen, warum. Sie nennen es nicht Fortschritt. Sie nennen es das Sterben, das nie aufhört. Das Gold, das du am Finger trägst, ist das Blut dieser Flüsse. Das ist kein from-

mer Wunsch, sondern eine chemische Tatsache. Das Quecksilber, das für dein Gold verdampft wurde, ist jetzt im Kreislauf der Welt, im Regen, der auf dein Dach fällt, im Fisch, den du isst, im Wasser, das du trinkst. Es kommt zurück. Nicht als Rache, sondern als Naturgesetz.

Der Sand. Du siehst ihn, wenn du am Strand liegst, wenn du durch die Wüste fährst, wenn du den Betonmischer vor der Baustelle beobachtest. Er ist so alltäglich, dass er kaum noch ein Gedanke wert ist. Aber die Wahrheit ist: Sand ist nach Wasser die meistverbrauchte Ressource der Welt. Mehr als Öl, mehr als Kohle, mehr als alle Erze zusammen. Jedes Jahr schaufeln, baggern und saugen wir über fünfzig Milliarden Tonnen aus den Flüssen, den Stränden, den Meeresböden, für Beton, für Asphalt, für Glas, für die Mikrochips, die in deinem Smartphone und deinem Laptop und deinem Auto sitzen. Dein Haus, deine Straße, dein Büroturm, dein Flughafen, sie alle sind aus Sand. Die Zivilisation, so wie wir sie kennen, steht auf einem Fundament aus Sand. Und dieses Fundament wird abgetragen, schneller, als es sich erneuern kann. Sand ist nicht gleich Sand. Der Wüstensand, von dem es genug gibt, ist nutzlos für die Industrie. Seine Körner sind vom Wind rund geschliffen, sie greifen nicht ineinander, sie geben keinen Halt. Der Sand, den das gebaute Reich braucht, ist kantig, scharfkantig, wie er in Flüssen und an Küsten vorkommt, von Wasser geformt, nicht von Wind. Dieser Sand ist selten. Und er wird mit einer Gier abgebaut, die an Irrsinn grenzt. In Kambodscha baggern die Schwimmgreifer den Mekong aus, den

größten Fluss Südostasiens, die Lebensader von Millionen Menschen. Sie saugen den Sand vom Grund, riesige Rohre, die wie gierige Rüssel in den Fluss tauchen, und sie hinterlassen Krater, in denen das Wasser sich fängt und fault. Die Ufer brechen ein, weil der Sand, der sie stützte, nicht mehr da ist. Die Fischer finden keine Fische mehr, weil die Laichplätze mit dem Sand verschwunden sind. Die Felder versalzen, weil der Fluss, niedriger ohne seinen Grund, das Meer nicht mehr zurückhält. Und wer sich beschwert, wer gegen die Bagger demonstriert oder die Fischer zu organisieren versucht, der lebt gefährlich. In Indien gibt es eine Sand-Mafia, die ganze Dörfer unter ihre Kontrolle gebracht hat. Sie besticht die Polizei, sie bedroht die Richter, sie schreckt vor nichts zurück. Journalisten, die über den illegalen Sandabbau berichteten, wurden ermordet. Aktivisten wurden mundtot gemacht. Der Sand, der für einen Bruchteil seines wahren Preises verkauft wird, finanziert kriminelle Imperien, die mit derselben Brutalität operieren wie die Drogenkartelle, nur dass ihr Stoff legal ist, unsichtbar, in jedem Haus und jeder Brücke und jedem Glas, das du anfässt. Auch in Marokko schaufeln die Bagger die Strände leer. Die Dünen, die einst die Küste schützten, sind verschwunden, verkauft an Baukonzerne, die den Sand für die Hotelburgen und Ferienresorts brauchten, die jetzt dort stehen, wo früher der Strand war. Das Meer frisst sich ins Land, und die Fischerdörfer, die seit Jahrhunderten von dem lebten, was das Meer gab, sehen zu, wie ihre Häuser einstürzen und ihre Boote auf dem nackten Fels liegen bleiben.

In Sierra Leone, in Ghana, in Kenia verschwinden ganze Küstenstriche, abgetragen von Firmen, die der Armut der Menschen einen Preis geben, den sie nicht ablehnen können. Du sitzt in deinem Wohnzimmer, blickst aus dem Fenster, das aus Quarzsand geschmolzen wurde, und siehst die Stadt, die aus Beton gegossen wurde. Du hältst dein Telefon in der Hand, dessen Chip aus Silizium gemacht ist, gewonnen aus Quarzsand, abgebaut irgendwo, wo du nie warst. Du denkst nicht an die Bagger im Mekong. Du denkst nicht an die Mafia in Indien. Du denkst nicht an die Fischer, die ihre Netze einholen und nichts fangen außer Schlamm.

Der Kies und der Lehm. Du gehst über den Bürgersteig einer Stadt, die niemals schläft, und unter deinen Füßen liegt, was du nie siehst. Das Pflaster, der Bordstein, der Sockel des Wolkenkratzers, in dem du arbeitest, sie alle sind aus etwas gemacht, das so gewöhnlich ist, dass es keinen Gedanken wert scheint. Kies. Lehm. Sand. Die drei stillen Geschwister, auf denen die Zivilisation ruht. Aber während Sand in den Nachrichten gelegentlich als schwindende Ressource auftaucht, bleiben Kies und Lehm die namenlosen Fundamente. Niemand spricht von ihnen. Niemand schreibt über die Kiesgrube, die ein ganzes Tal verschluckt hat. Niemand erwähnt die Lehmkuhle, in der einst ein Wald stand. Dabei ist der Appetit des gebauten Reichs auf diese Stoffe unersättlicher als auf fast alles andere. Nach Wasser sind Sand, Kies und Lehm die meistverbrauchten Ressourcen der Welt, mehr als Kohle, mehr als Öl, mehr als alle Metalle zusammen. Jedes Jahr reißt die Menschheit über

fünfzig Milliarden Tonnen Sand und Kies aus der Erde, aus den Flüssen, von den Küsten. Für Beton, für Asphalt, für Ziegel. Für die Fundamente, auf denen unser Leben steht, und für die Straßen, die diese Fundamente verbinden. Du siehst die Baustelle am Ende der Straße. Ein Bagger gräbt sich in die Erde, als wäre sie ein Feind. Was er aus dem Boden holt, ist nicht Gold, nicht Diamant, es ist Kies, vermischt mit Lehm, durchzogen von den Wurzeln dessen, was hier einmal wuchs. Der Fahrer in seiner Kabine sieht nicht, dass er nicht nur eine Grube gräbt, sondern eine Narbe in die Landschaft reißt, die in hundert Jahren noch nicht verheilt sein wird. Er sieht nicht, wie der Grundwasserspiegel sinkt, wie die Bauern ein paar Kilometer weiter um ihre Brunnen fürchten, wie der Fluss, aus dem der Kies stammt, sein Bett verlagert und die Fische ihre Laichplätze nicht mehr finden. Der Kies für den Beton deiner Stadt kommt selten aus der Wüste. Er kommt aus Flussbetten, die seit der Eiszeit bestehen. Aus den Kiesbänken, die das Wasser filtern, den Fischen Schutz geben, den Fluss zähmen, indem sie seine Kraft brechen. Wenn die Bagger diese Bänke abtragen, frisst sich der Fluss in die Ufer, unterspült Brücken, reißt Häuser mit sich, die einst sicher schienen. Die Menschen, die an seinen Ufern leben, verstehen nicht, warum das Wasser plötzlich ein Feind geworden ist. Sie verstehen nicht, dass der Feind nicht das Wasser ist, sondern der Durst deiner Stadt nach dem grauen Gestein, das niemand beachtet. Und der Lehm, der die Ziegel formt, aus denen deine Wände bestehen? Er stammt aus Tagebauen, die ganze

Hügelketten abtragen, Schicht für Schicht, als würde man eine Torte von oben nach unten abtragen, bis nichts mehr übrig ist. Die oberste Schicht, der fruchtbare Boden, wird zur Seite geschoben und gelagert, für eine Rekultivierung, die in Jahrzehnten vielleicht kommt, vielleicht auch nicht. Darunter liegt der Lehm, braun und schwer, und darunter das Grundwasser, das, einmal freigelegt, verdunstet oder versickert oder mit Chemikalien verunreinigt wird, die der Bagger hinterlässt. Wenn die Grube ausgebeutet ist, bleibt ein Loch, das sich langsam mit Wasser füllt, ein See, in dem nichts lebt, ein Denkmal für das, was fehlt. Du gehst über den Bürgersteig und denkst an nichts von alledem. Das ist der Triumph des gebauten Reichs: Es hat das Fundament unter deinen Füßen in eine Ware verwandelt, die du nicht einmal bemerkst. Du siehst das Haus, nicht den Kies. Du siehst die Wand, nicht den Lehm. Du siehst die Straße, nicht die zerstörte Aue, aus der sie gemacht ist. Das ist der Fortschritt, der keinen Namen trägt. Die Kunst, selbst das Gewöhnlichste so unsichtbar zu machen, dass du darauf gehst, ohne zu wissen, worauf du gehst.

Der wirtschaftliche Fortschritt

Wie in der Wirtschaft üblich betrachten wir unseren Fortschritt mithilfe einer Gegenüberstellung von Aktiva und Passiva, einer simplen Berechnung von Kosten und Nutzen. Aktiva: Was der wirtschaftliche Fortschritt gebracht hat. Die Lebenserwartung. Vor zweihundert Jahren wurde ein Mensch in Europa durchschnittlich vierzig Jahre alt. Heute

sind es mehr als achtzig. Die Säuglingssterblichkeit, einst der stumme Begleiter jeder Familie, ist von dreißig Prozent auf unter ein Prozent gefallen. Der Schmerz der Mütter, die ihre Kinder verloren, der Väter, die am Grab ihrer Söhne standen, ist nicht verschwunden, aber er ist selten geworden. Wer wollte das nicht Fortschritt nennen?

Noch vor hundert Jahren hungerten die Armen in den Städten Europas. Nicht metaphorisch, sondern buchstäblich. Ihre Kinder hatten aufgedunsene Bäuche und dünne Arme, ihre Gesichter waren gezeichnet von Mangel und Krankheit. Heute ist der Hunger in den reichen Ländern besiegt. Nicht der Appetit, der ist geblieben und wird von der Industrie gefüttert, aber der Hunger, der tötet. Wer wollte das nicht Fortschritt nennen?

Früher starben Menschen an einer infizierten Wunde, an einer Lungenentzündung, an einer Blinddarmentzündung. Heute gibt es Antibiotika, Operationstechniken, Intensivstationen. Krankheiten, die ganze Landstriche entvölkerten, Pocken, Pest, Cholera, sind verschwunden oder beherrschbar. Der Schmerz des kranken Körpers ist nicht besiegt, aber er ist gelindert. Wer wollte das nicht Fortschritt nennen?

Früher konnten nur die Reichen lesen und schreiben. Die Masse der Bevölkerung lebte in einem stummen Universum aus mündlicher Überlieferung, aus Zeichen und Symbolen, die sie nicht entziffern konnte. Heute ist die Alphabetisie-

rung in den reichen Ländern nahezu vollständig. Jeder kann lesen, jeder kann schreiben, jeder hat Zugang zu dem gesammelten Wissen der Menschheit, zumindest theoretisch. Wer wollte das nicht Fortschritt nennen?

Früher war das Leben vorgezeichnet. Der Sohn des Bauern wurde Bauer, die Tochter des Webers heiratete einen Weber. Die Stände, die Zünfte, die Traditionen ließen kaum Raum für eigene Entscheidungen. Heute kannst du werden, was du willst, so sagt man. Du kannst den Beruf wechseln, den Wohnort, den Partner, die Religion, das Geschlecht. Die Optionen sind endlos. Wer wollte das nicht Fortschritt nennen?

Früher froren man im Winter, schwitzte im Sommer, schleppte Wasser vom Brunnen, hackte Holz, wusch Kleider von Hand, reiste tagelang für eine Strecke, die heute in Stunden bewältigt wird. Die Arbeit war körperlich, zermürend, allgegenwärtig. Heute drückst du auf einen Knopf, und die Heizung wird warm. Du drehst einen Hahn, und Wasser fließt. Du öffnest den Kühlschrank, und er ist voll. Wer wollte das nicht Fortschritt nennen? Das alles ist wahr. Es wäre nicht nur dumm, sondern obszön, es zu leugnen. Der wirtschaftliche Fortschritt hat das Leben von Milliarden Menschen materiell verbessert. Er hat Leiden gelindert, Schmerzen genommen, Optionen geschaffen, die frühere Generationen nicht einmal erträumen konnten. Wer das nicht anerkennt, hat kein Recht, über Fortschritt zu sprechen. Passiva: Was der wirtschaftliche Fortschritt gekostet hat.

Du stehst morgens auf, wenn der Wecker klingelt, nicht wenn du ausgeschlafen bist. Du gehst zur Arbeit, weil du musst, nicht weil du etwas schaffen willst, das deinen Namen trägt. Du sitzt in Besprechungen, deren Sinn du nicht verstehst, bearbeitest Tabellen, deren Zweck dir verborgen bleibt, schreibst E-Mails, die niemand wirklich liest. Am Abend bist du müde. Nicht die gute Müdigkeit nach getaner Arbeit, die bleierne Müdigkeit nach einem Tag, der nichts von dir übrig gelassen hat außer dem Wunsch, dass er endlich vorbei ist. Der wirtschaftliche Fortschritt hat die körperliche Arbeit erleichtert, aber er hat die seelische Erschöpfung vervielfacht. Der Bauer wusste am Abend, was er getan hatte. Du weißt es nicht.

Die verbrannten Seelen. In den Büros der Städte sitzen Menschen, die einmal etwas anderes werden wollten. Sie wollten malen, schreiben, forschen, lehren, heilen. Sie wollten etwas tun, das Spuren hinterlässt, das zählt, das nicht nur eine Zeile in einer Excel-Tabelle ist. Der wirtschaftliche Fortschritt hat ihnen gesagt, dass sie sich das nicht leisten können. Dass sie froh sein sollen, einen Job zu haben. Dass Kunst kein Beruf ist, sondern ein Hobby. Dass die Miete bezahlt werden muss und der Kredit für das Auto und die Ausbildung der Kinder. Also sitzen sie in den Büros und warten auf den Feierabend. Und der Feierabend kommt, aber er bringt nicht zurück, was der Tag genommen hat. Die entfremdete Arbeit. Du hast mehr Zeit gespart als jede Generation vor dir. Die Waschmaschine, das Auto, der Computer, das Smartphone, sie alle haben dir Stunden ge-

schenkt, Tage, Wochen. Was hast du mit dieser Zeit gemacht? Du hast sie nicht in Muße verwandelt, nicht in Gemeinschaft, nicht in das, was du wirklich liebst. Du hast sie in mehr Arbeit gesteckt, in mehr Konsum, in mehr Erreichbarkeit, in mehr von dem, was die Zeit überhaupt erst knapp gemacht hat. Der wirtschaftliche Fortschritt hat dir die Zeit genommen und dir eingeredet, er habe sie dir geschenkt. Du rennst schneller als deine Vorfahren, aber du rennst im Kreis. Und der Kreis wird mit jeder Runde enger. Die unstillbare Gier. Der wirtschaftliche Fortschritt hat dir gesagt, dass es immer mehr geben wird. Mehr Geld, mehr Waren, mehr Optionen, mehr Leben. Er hat dir eingeredet, dass Sättigung möglich ist, wenn du nur noch ein bisschen mehr hast, ein bisschen mehr verdienst, ein bisschen mehr konsumierst. Aber die Sättigung kommt nicht. Sie kann nicht kommen, weil der wirtschaftliche Fortschritt von deinem Hunger lebt. Ein gesättigter Konsument ist ein toter Konsument. Also muss der Hunger erhalten bleiben, muss die Unzufriedenheit gepflegt werden wie eine heilige Flamme. Du kaufst, und der Hunger bleibt. Du verdienst mehr, und der Mangel wird nicht kleiner. Du erreichst, was du wolltest, und schon winkt das nächste Ziel, das du noch nicht erreicht hast. Der wirtschaftliche Fortschritt ist ein Hamsterrad, das sich immer schneller dreht, je schneller du rennst.

Unter allem, was der wirtschaftliche Fortschritt verspricht, liegt eine einzige, unausgesprochene Angst: die Angst vor dem Tod. Das Wachstum soll ihn besiegen. Die Akkumulation soll ihn überdauern. Das Werk, das du schaffst, das Geld, das du anhäufst, die Spuren, die du hinterlässt, sie alle sollen bleiben, wenn du nicht mehr bist. Der wirtschaftliche Fortschritt ist die große Maschine der Unsterblichkeitsillusion. Er vertröstet dich auf eine Zukunft, in der dein Name noch genannt wird, dein Unternehmen noch besteht, dein Erbe noch wirkt. Aber die Zukunft kommt, und sie vergisst. Sie vergisst die meisten Namen, die meisten Werke, die meisten Leben. Der wirtschaftliche Fortschritt kann den Tod nicht besiegen. Er kann ihn nur verdrängen, bis der letzte Vorhang fällt und nichts bleibt als die nackte, ungeschminkte Tatsache: Du bist endlich. Alles, was du angehäuft hast, zerfällt. Alles, was du geschaffen hast, vergeht. Der Fortschritt war eine Geschichte, die du dir erzählt hast, um das Ende nicht hören zu müssen.

Die Bilanz, die nicht aufgeht: Du siehst die Aktiva. Sie sind real. Du siehst die Passiva. Sie sind ebenso real. Der wirtschaftliche Fortschritt hat nicht gelogen, er hat nur nicht die ganze Wahrheit gesagt. Er hat dir die Gewinne gezeigt und die Kosten versteckt. Er hat die Kurven gemalt, die nach oben zeigen, und die Kurven geschwärzt, die nach unten fallen. Er hat dir eingeredet, dass das Mehr immer gut ist, dass das Wachstum immer weitergehen muss, dass die Alternative Stillstand, Rückschritt, Untergang ist. Aber was wäre, wenn die Alternative nicht Untergang hieße, sondern

Genug? Was wäre, wenn der wirtschaftliche Fortschritt an einen Punkt gekommen wäre, an dem mehr nicht mehr besser ist, sondern nur noch mehr? Mehr Stress, mehr Erschöpfung, mehr Ungleichheit, mehr Zerstörung. Was wäre, wenn das Hamsterrad nicht das einzige Spiel der Stadt wäre? Diese Fragen werden nicht gestellt. Sie werden nicht gestellt in den Wirtschaftsteilen der Zeitungen, nicht in den Vorstandsetagen der Konzerne, nicht in den Hörsälen der Universitäten. Sie werden nicht gestellt, weil sie das Fundament des Fortschrittsglaubens erschüttern würden. Und ein Glaube, der erschüttert wird, ist kein Glaube mehr, er ist eine Frage. Und Fragen sind gefährlich. Fragen können das Hamsterrad anhalten. Fragen können die Maschine zum Schweigen bringen.

Der moralische Fortschritt

Stell dir ein riesiges Wandgemälde vor, das sich über die gesamte Länge der östlichen Mauer erstreckt. Es zeigt eine Treppe, die aus dem Dunkel einer undefinierbaren Tiefe emporsteigt und sich in ein gleißendes, fast blendendes Licht verliert, das den oberen Rand des Bildes auflöst. Die Treppe ist aus Marmor, weiß, makellos, jede Stufe glänzend poliert, als wäre sie nie von einem menschlichen Fuß betreten worden. Auf jeder Stufe steht eine Figur, in Stein gemeißelt oder in leuchtenden Farben gemalt, je näher sie dem Licht kommt.

Auf der untersten Stufe, fast noch im Schatten, steht ein Mann in der Tunika eines römischen Patriziers. In seiner Linken hält er eine Peitsche, mit der Rechten deutet er auf einen kauernenden Sklaven zu seinen Füßen, ein kleiner, dunkler Fleck im Gesamtbild, den man leicht übersieht, wenn man den Blick zu schnell nach oben richtet. Neben dem Römer, eine Stufe höher, ein Ritter in voller Rüstung, das Visier geöffnet, das Gesicht fromm und streng. Sein Schwert steckt in der Scheide, aber die Hand ruht auf dem Knauf, als könnte sie jeden Moment zupacken. Unter seinem Fuß liegt ein zertretener Schild mit dem Wappen eines besiegt Feindes, kaum zu erkennen, nur ein paar Farbspritzer im Marmor. Ein paar Stufen weiter oben ein Mann im dunklen Rock des 19. Jahrhunderts, der Besitzer einer Fabrik vielleicht, oder ein Bankier. Sein Gesicht ist wohlgenährt, seine Hände sind sauber. Er hält eine Schriftrolle in der Hand, auf der in goldenen Lettern "Fortschritt" steht. Zu seinen Füßen, wieder nur angedeutet, im Halbdunkel der unteren Stufen, die schemenhaften Umrisse von Kindern, die vor Maschinen kauern, von Frauen mit eingefallenen Gesichtern, von Männern mit krummen Rücken. Noch höher, schon fast im Licht, steht eine Figur, die du erkennst. Sie trägt einen modernen Anzug, ein freundliches Lächeln, in der Hand kein Schwert, keine Peitsche, sondern ein Smartphone. Sie ist gut. Sie spendet für wohltätige Zwecke, sie teilt Petitionen gegen Ungerechtigkeit, sie postet schwarze Quadrate und Regenbogenfahnen, sie ist empört über die Grausamkeiten der Vergangenheit und die Skan-

dale der Gegenwart. Sie ist moralisch. Sie hat die Treppe erklommen, sie steht im Licht. Aber unter ihren Füßen, und jetzt siehst du es erst, weil dein Auge sich an das gleißende Licht gewöhnt hat, unter ihren Füßen sind auch hier Umrisse. Schwächer als unten, fast transparent, aber da. Die Umrisse derer, die in den Minen des Kongo nach Coltan schürfen, damit das Smartphone in ihrer Hand leuchten kann. Die Umrisse derer, die in den Textilfabriken von Bangladesh nähen, damit sie das faire Bio-Shirt tragen kann, auf dem steht: "There is no planet B". Die Umrisse derer, die auf dem Mittelmeer ertrinken, während sie auf Instagram ein Bild von einem Rettungsschiff teilt und darunter schreibt: "Wir müssen handeln!" Du trittst näher. Die Farbe blättert. Darunter: kahler Stein. Die Treppe führt nirgendwohin. Das Licht ist nur gemalt. Aber das Fresko lügt nicht erst dort, wo die Treppe im Nichts endet. Es lügt schon in seiner ersten Pinselspur. Denn es setzt voraus, dass es so etwas wie Moral gibt, eine Sphäre des Sollens, die unabhängig vom Sein existiert, eine Treppe, die man bauen und begehen und verbessern kann. Diese Voraussetzung ist falsch. Sie ist selbst ein Produkt des Bruchs, den wir in Teil I als die Ur-Trennung beschrieben haben. In der Welt der Ur-Natur gab es keine Moral. Nicht weil die Menschen schlecht gewesen wären, sondern weil die Kategorie des Moralischen in dieser Welt schlicht keinen Sinn ergab. Der Jäger, der die Beute mit dem Stamm teilte, tat das nicht, weil er einem abstrakten Gebot der Großzügigkeit folgte. Er tat es, weil das Teilen die selbstverständliche Praxis einer Gemeinschaft

war, in der jeder auf jeden angewiesen war und in der das Überleben des Einzelnen vom Überleben des Stammes abhing. Es gab kein "Du sollst teilen", es gab nur das geteilte Fleisch am Feuer, den gemeinsamen Hunger, die gemeinsame Sättigung. Die Handlung und ihre soziale Einbettung waren eins. Wer nicht teilte, wurde nicht von einem inneren Gerichtshof verurteilt, er wurde vom Stamm ausgeschlossen, und das bedeutete den Tod. Die Sanktion war so real, so unmittelbar, so unhintergebar wie der Winter oder der Hunger.

Die Moral, wie wir sie kennen, ist das Produkt der Abstraktion. Sie entstand, als der Mensch begann, sich aus der unmittelbaren Gemeinschaft zu lösen, als die Städte wuchsen und die Anonymität die Transparenz des Stammes ersetzte, als die Handlungen nicht mehr von selbst im sozialen Gefüge aufgehoben waren, sondern expliziter Regeln bedurften. Die Moral ist der Versuch, das verlorene Stammesgefüge durch Vorschriften zu ersetzen. Sie ist die Krücke für eine Gemeinschaft, die nicht mehr aus sich selbst heraus zusammenhält. Sie ist das Symptom der Ur-Trennung, nicht ihre Heilung. Der moralische Fortschritt ist daher eine Illusion zweiten Grades. Er versucht, etwas zu verbessern, das selbst schon eine Kompensation für einen Verlust ist. Er malt eine Treppe auf die Wand des Gefängnisses und tut so, als führe sie ins Freie. Aber die Wand bleibt eine Wand. Und die Moral bleibt das, was sie von Anfang an war: der verzweifelte Versuch eines entwurzelten Wesens, sich selbst Regeln zu geben, die früher die

Gemeinschaft gab, und die keine Regel der Welt ersetzen kann. Der moralische Fortschritt ist der heimtückischste aller Fortschrittsmythen, weil er sich an das wendet, was der Mensch für sein Bestes hält: sein Gewissen. Die Technologie kann man als Fluch erkennen, die Wirtschaft als Hams-terrad, die Politik als Theater. Aber die Moral? Die Moral ist unsere Errungenschaft. Wir sind keine Sklavenhalter mehr, keine Hexenverbrenner, keine Kolonialherren. Wir haben die Menschenrechte, die Demokratie, die Gleichberechtigung. Wir sind besser als unsere Vorfahren. Das ist der Kern des Freskos, das ist die Treppe, die wir jeden Tag aufs Neue emporsteigen, in unseren Selbstgesprächen, unseren Zeitungskommentaren, unseren moralischen Empörungen über die Sünden der anderen. Aber was wäre, wenn die Treppe gar nicht existierte? Was wäre, wenn die Figuren nur die Kostüme gewechselt hätten, und die Peitsche, das Schwert, die Aktie, das Smartphone nur verschiedene Namen für dasselbe sind: Macht, die sich unsichtbar macht?

Der römische Patrizier wusste, dass er Sklaven hielt. Er sah sie, er roch sie, er hörte ihre Ketten klirren. Er mochte es grausam finden oder notwendig, aber er wusste. Der Ritter wusste, dass er tötete. Er sah das Blut, er hörte das Röcheln, er spürte den Widerstand des Fleisches unter seiner Klinge. Er mochte es für Gott oder für den König tun, aber er wusste. Der Fabrikbesitzer wusste, dass seine Arbeiter hungerten. Er sah ihre blassen Gesichter, ihre abgezehrten Kinder, ihre von der Arbeit gekrümmten Körper. Er

mochte es für den Fortschritt oder die Effizienz halten, aber er wusste. Und du? Du weißt es nicht. Du siehst die Sklaven nicht, die für dein Smartphone sterben. Du hörst die Kinder nicht, die für deine Kleidung schufteten. Du spürst die vergifteten Flüsse nicht, die deinen Konsum ermöglichen. Die moderne Moral hat die Gewalt nicht abgeschafft, sie hat sie externalisiert. Sie hat sie aus dem Blickfeld geräumt, in ferne Länder, in anonyme Fabriken, in komplexe Lieferketten, die kein Mensch mehr durchschaut. Sie hat dir ein reines Gewissen geschenkt, indem sie die Schuld unsichtbar machte. Das ist die eigentliche Funktion der Treppe: Sie erlaubt dir, nach oben zu blicken, ins Licht, zu den edlen Idealen, die du vertrittst, während deine Füße auf den Umrissen derer stehen, die für deine Moral den Preis bezahlen. Die Treppe ist keine Bewegung. Sie ist ein Trugbild, das Stillstand als Aufstieg tarnt.

Betrachte deine letzte gute Tat. Du hast für eine Hilfsorganisation gespendet, einen Beitrag gegen Rassismus geteilt, einer alten Frau über die Straße geholfen. Was hat dich dazu bewegt? Die spontane Antwort, die du dir selbst gibst, lautet: Mitgefühl. Du hast das Leid gesehen und wolltest helfen. Du bist ein guter Mensch. Die Genealogie fragt anders. Sie fragt nicht nach deiner Selbstauskunft, sondern nach den Kräften, die unter deiner Bewusstseinschwelle wirken. Und sie findet: das Bedürfnis nach Anerkennung. Die Angst vor sozialer Ächtung. Der Wunsch, zu den Guten zu gehören, zu denen, die gesehen werden als moralisch handelnd. Die Spende, die du anonym getätigt

hast, war sie wirklich anonym, oder hast du sie nicht doch in einem Gespräch erwähnt, beiläufig, als Beweis deiner Großzügigkeit? Der Beitrag, den du geteilt hast, ging es dir um die Sache oder um das Signal, dass du auf der richtigen Seite stehst? Die alte Frau über die Straße, hast du ihr geholfen, weil sie Hilfe brauchte, oder weil du das gute Gefühl brauchtest, ein Helfer zu sein? Die moderne Moral ist zu einem großen Teil performativ geworden. Sie findet nicht mehr im stillen Kammerlein statt, sondern auf der Bühne der sozialen Medien, der öffentlichen Meinung, der Selbstoptimierung. Du tust Gutes, um gesehen zu werden, und du wirst gesehen. Die Likes, die Shares, die anerkennenden Blicke sind die neue Währung der Moral. Die Treppe, die du emporsteigst, ist nicht die Treppe der Tugend, sondern die Treppe des sozialen Status. Und je höher du steigst, desto mehr Menschen stehen unter dir, deren Anerkennung du nicht mehr brauchst, weil du längst zu den Guten gehört. Das ist kein Zynismus. Es ist die nüchterne Beobachtung, dass der moralische Fortschritt die Strukturen der Ungerechtigkeit nicht beseitigt, sondern nur ihre Sichtbarkeit verändert hat. Der Sklavenhalter wusste, dass er Unrecht tat, und tat es trotzdem. Du weißt nicht, dass du Unrecht tust, und tust es trotzdem. Die Unsichtbarkeit macht die Schuld nicht kleiner. Sie macht sie nur erträglicher.

Aber unter dieser politischen Ökonomie der Moral liegt eine noch tiefere Schicht, eine, die das Fresko nur erahnen lässt, wenn man lange genug auf das gleißende Licht am oberen Rand starrt. Die Treppe, die in den Himmel führt, ist

nicht nur ein Bild für sozialen Aufstieg oder moralische Vervollkommenung. Sie ist ein Bild für die Überwindung der Sterblichkeit. Der römische Patrizier starb. Der Ritter starb. Der Fabrikbesitzer starb. Sie alle wussten, dass sie sterben würden, und sie versuchten, etwas zu hinterlassen, ein Vermögen, einen Namen, ein Werk, das sie überdauern sollte. Die Moral gab ihnen das gute Gewissen dabei: Sie taten es nicht nur für sich, sondern für die Nachwelt, für die Zivilisation, für den Fortschritt. Die Treppe war ihre Rechtfertigung, dass ihr Leben einen Sinn hatte, der über den Tod hinausreichte. Und du? Du wirst auch sterben. Du weißt es, irgendwo in der Tiefe deines Bewusstseins, aber du verdrängst es mit derselben Inbrunst, mit der deine Vorfahren beteten. Die Treppe des moralischen Fortschritts ist dein Gebet. Sie verspricht dir, dass dein Leben nicht umsonst war, dass du Teil von etwas Größerem bist, dass deine guten Taten weiterwirken, wenn du längst nicht mehr bist. Die Spende, der geteilte Beitrag, die geholfene alte Frau, sie sind deine kleinen Unsterblichkeiten, deine Fußabdrücke auf der Treppe, die bleibt, wenn du gegangen bist. Aber die Treppe ist gemalt. Die Farbe blättert. Das Licht ist Öl auf Putz, nicht die Ewigkeit. Die Moral kann den Tod nicht besiegen. Sie kann ihn nur schminken, bis er aussieht wie ein friedlicher Schlaf. Du stehst jetzt nahe am oberen Rand des Freskos. Das Licht ist so hell, dass es in den Augen schmerzt. Du kneifst sie zusammen und versuchst, die letzte Stufe zu erkennen, die Stufe, auf der die vollkommene Moral steht, der gute Mensch, der angekommen ist. Aber

je näher du kommst, desto mehr verschwimmt das Bild. Die Farben verlaufen, die Konturen lösen sich auf, und du erkennst: Es gibt keine letzte Stufe. Die Treppe endet nicht. Sie verliert sich im Nichts, in einer weißen Fläche, die nur so tut, als sei sie der Himmel. Das ist die letzte Wahrheit des moralischen Fortschritts: Er hat kein Ziel. Du kannst immer noch besser werden, noch moralischer, noch tugendhafter, aber du wirst nie ankommen. Die Treppe ist eine Täuschung, die dich in Bewegung hält, damit du nicht stehen bleibst und dich fragst, wohin du eigentlich gehst. Sie ist das perfekte Fresko für eine Maschine, die deine Energie braucht, um sich selbst am Laufen zu halten. Und darunter, unter der gemalten Treppe, unter dem gleißenden Licht, unter den Figuren mit ihren Peitschen, Schwertern und Smartphones, darunter liegt der kahle Stein. Der Stein der Ur-Trennung. Die Wand des Gefängnisses. Die Moral war nie der Ausweg. Sie war immer nur der schönste Wandteppich, den wir über den Riss gehängt haben. Du trittst einen Schritt zurück. Die Treppe hängt wieder an der Wand, still und majestätisch, ein Meisterwerk der Illusionsmalerei. Du siehst die Figuren, das Licht, den Marmor, und du siehst die Risse, die abblätternde Farbe, den kalten Stein darunter. Du weißt jetzt, dass es kein Oben gibt. Kein Ziel. Keine Ankunft. Keine Moral, die dich rettet. Nur den Stein. Und die Farbe, die ihn verdeckt. Die Farbe blättert weiter. Du wendest dich ab. Aber das Bild bleibt in dir, eingebrannt wie der Nachhall eines zu hellen Lichts.

Der politische Fortschritt

Der Vorhang hebt sich. Die Bühne ist leer bis auf ein einziges Podest in der Mitte, auf dem ein Mann in einem schlichten, aber edlen Gewand steht. Es ist das späte 18. Jahrhundert, man erkennt es an der Kleidung, an der Perücke, an der Art, wie das Licht auf das Gesicht fällt, weich, hoffnungsvoll, als ob die Sonne selbst durch die noch unsichtbaren Fenster scheint. Der Mann spricht, und seine Stimme trägt bis in die letzte Reihe. Er spricht von Freiheit, von Gleichheit, von Brüderlichkeit. Er spricht von einem neuen Zeitalter, in dem nicht mehr Könige und Priester über die Menschen herrschen, sondern die Menschen über sich selbst. Er spricht von der Abschaffung der Tyrannei, von der Herrschaft des Gesetzes, von der Macht der Vernunft. Das Publikum, und du bist Teil dieses Publikums, auch wenn du dreihundert Jahre später in einem verdunkelten Raum sitzt, das Publikum hält den Atem an. Es glaubt. Es glaubt, dass die Geschichte einen neuen Anfang nimmt, dass die Kette der Unterdrückung zerrissen ist, dass der Mensch endlich aus seiner selbstverschuldeten Unmündigkeit heraustritt.

Die Bühne verwandelt sich. Das Podest verschwindet, und an seiner Stelle erscheint eine Wahlurne, schlicht, aus Holz, mit einem Schlitz in der Mitte. Eine lange Schlange von Menschen zieht an ihr vorbei, Männer und Frauen, Arbeiter und Bürger, Junge und Alte. Jeder wirft einen Zettel in den Schlitz. Das Geräusch des fallenden Papiers ist leise, fast

zärtlich, wie das Flüstern eines Versprechens. Eine Stimme aus dem Off verkündet: "Jede Stimme zählt. Jede Stimme ist gleich. Das Volk hat gesprochen." Das Publikum applaudiert. Der Applaus ist echt, die Ergriffenheit ist echt, die Hoffnung ist echt. Das ist der erste Akt des politischen Fortschritts: das Versprechen, dass die Macht vom Thron in die Wahlkabine gewandert ist, dass der Souverän nicht mehr der König ist, sondern der Bürger, dass die Geschichte einen Sinn hat und dieser Sinn Demokratie heißt. Der Vorhang fällt. Das Publikum klatscht noch eine Weile, dann wird es still. Niemand sieht, was hinter der Bühne geschieht.

Der Vorhang hebt sich wieder, aber die Bühne hat sich verändert. Sie ist nicht mehr leer und lichtdurchflutet. Sie ist vollgestellt mit Kulissen, die wie Parlamentssäle aussehen, wie Regierungsgebäude, wie Konferenzräume. Im Hintergrund hängt eine große Uhr, deren Zeiger sich unmerklich, aber unaufhaltsam bewegen. Auf der Bühne stehen viele Menschen, aber sie sprechen nicht mit eigener Stimme. Ihre Lippen bewegen sich, und aus ihren Mündern kommen Worte, die sie nicht selbst gewählt haben, Worte wie "Sachzwang", "Alternativlosigkeit", "Marktvertrauen", "Standortwettbewerb". Sie nicken, sie lächeln, sie schütteln Hände, sie halten Reden, die sie nicht geschrieben haben, vor einem Publikum, das sie nicht sieht. Über ihnen, unsichtbar für das Publikum im Saal, hängen Fäden. Dünne, fast durchsichtige Fäden, die von ihren Handgelenken, ihren Kniekehlen, ihren Kiefern nach oben führen, in den

Schnürboden, wo die Souffleure sitzen. Die Souffleure tragen keine Masken, aber man erkennt ihre Gesichter nicht, weil sie im Schatten bleiben. Sie flüstern in kleine Mikrofone, und ihre Worte wandern die Fäden hinunter, direkt in die Körper der Schauspieler auf der Bühne. Die Souffleure sind nicht böse. Sie tun nur ihren Job. Sie werden bezahlt von denen, die das Theater gebaut haben, und das Theater wurde gebaut von denen, die das Geld haben, es zu bauen. Das Publikum, du, siehst die Fäden nicht. Du siehst nur die Schauspieler, die so überzeugend spielen, dass du vergisst, dass es ein Spiel ist. Du siehst die Wahlurne, die immer noch auf der Bühne steht, aber du bemerkst nicht, dass die Zettel, die hineingeworfen werden, alle dieselbe Farbe haben, dieselbe Größe, dasselbe Gewicht. Du hörst die Stimme aus dem Off, die immer noch verkündet: "Das Volk hat gesprochen." Aber du fragst nicht, wer die Fragen gestellt hat, auf die das Volk antworten durfte. Du fragst nicht, warum bestimmte Fragen nie auf dem Stimmzettel stehen, Fragen nach der Verteilung des Reichtums, nach der Kontrolle der Produktionsmittel, nach dem Sinn des Wachstums. Diese Fragen werden nicht gestellt, weil sie nicht ins Stück passen. Das Stück heißt "Demokratie", und es hat eine feste Dramaturgie. Wer aus der Rolle fällt, wird ausgewechselt. Die Uhr im Hintergrund tickt. Die Zeiger bewegen sich. Die Schauspieler wechseln, die Kostüme wechseln, die Kulissen werden umgebaut, mal heißt das Stück "Soziale Marktwirtschaft", mal "Neoliberalismus", mal "New Deal", mal "Austerität". Aber die Fäden bleiben. Die Souffleure

bleiben. Die Fragen, die nie gestellt werden, bleiben ungestellt. Das ist der zweite Akt des politischen Fortschritts: die Entdeckung, dass die Macht nicht verschwunden, sondern nur gewandert ist, vom sichtbaren Thron in die unsichtbaren Strukturen, von der Person in die Institution, vom Befehl in die sanfte, unhörbare Lenkung der Möglichkeiten.

Der Vorhang fällt. Das Publikum klatscht, aber der Applaus ist dünner geworden. Einige haben die Fäden gesehen. Die meisten nicht. Oder sie wollen sie nicht sehen. Der Vorhang hebt sich zum dritten Mal. Die Bühne ist jetzt voller Bildschirme. Überall flackern Nachrichten, Tweets, Posts, Kommentare, Likes, Shares, Hashtags. Die Schauspieler von vorhin sind verschwunden, und an ihrer Stelle sitzt das Publikum selbst auf der Bühne. Du sitzt dort. Du hältst ein kleines Gerät in der Hand, das leuchtet und summt und dir sagt, was du denken sollst. Du beteiligst dich. Du kommentierst die neueste Empörung, du teilst die neueste Petition, du gibst deine Meinung kund in einer Umfrage, die morgen vergessen ist. Du fühlst dich gehört. Du fühlst dich mächtig. Du bist Teil von etwas, einer Bewegung, einer Empörungswelle, einer Debatte, die morgen von der nächsten Debatte abgelöst wird. Die Fäden sind immer noch da, aber sie sind jetzt noch dünner, noch unsichtbarer. Sie bestehen nicht mehr aus Nylon, sondern aus Algorithmen. Sie ziehen nicht an deinen Handgelenken, sondern an deiner Aufmerksamkeit. Sie flüstern dir nicht ins Ohr, was du sagen sollst, sondern sie zeigen dir, worüber du dich empören kannst, und du empörst dich, weil Empörung sich gut

anfühlt, weil sie dir das Gefühl gibt, lebendig zu sein, weil sie die Leere füllt, die der politische Fortschritt hinterlassen hat. Die Wahlurne steht immer noch auf der Bühne, aber sie ist jetzt aus Glas, und du kannst sehen, dass sie leer ist. Die Zettel, die hineingeworfen wurden, sind durch einen unsichtbaren Mechanismus nach unten gefallen, in einen Keller, den niemand betritt. Die Stimme aus dem Off verkündet immer noch: "Das Volk hat gesprochen." Aber du hörst nicht mehr hin. Du bist zu beschäftigt mit dem nächsten Post, dem nächsten Skandal, der nächsten kleinen Dosis moralischer Überlegenheit, die dir das Gefühl gibt, auf der richtigen Seite zu stehen. Das ist der dritte Akt des politischen Fortschritts: die Perfektionierung der Illusion. Die Macht ist nicht mehr nur unsichtbar, sie ist in dich hineingewandert. Du bist dein eigener Souffleur geworden. Du flüsterst dir selbst die Sätze ein, die das System braucht, um weiterzulaufen. Du glaubst, du seist kritisch, weil du die eine Partei der anderen vorziehst. Du glaubst, du seist mündig, weil du dich informierst. Du glaubst, du seist frei, weil du wählen darfst. Aber deine Wahl findet statt in einem Raum, dessen Wände du nicht siehst, nach Regeln, die du nicht gemacht hast, zwischen Optionen, die andere für dich ausgewählt haben. Deine Freiheit ist die Freiheit des Theaterbesuchers, der sich aussuchen darf, ob er in der Pause ein Glas Rotwein oder Weißwein trinkt, während das Stück längst geschrieben ist und die Rollen längst verteilt sind. Der Vorhang fällt. Diesmal klatscht niemand. Die Stille ist so dicht, dass du deinen eigenen Herzschlag hörst.

Das Licht im Saal geht an. Die Bühne ist leer. Die Kulissen sind abgebaut, die Bildschirme heruntergefahren, die Wahlurne fortgeräumt. Du sitzt allein auf deinem Platz und starrst auf den geschlossenen Vorhang. Du weißt jetzt, dass das Stück eine Täuschung war. Nicht die grobe Täuschung des Zauberkünstlers, der ein Kaninchen aus dem Hut zieht, sondern die feine, perfide Täuschung einer Maschinerie, die dir das Gefühl gab, du seist der Regisseur, während du in Wahrheit nur Statist warst in einem Stück, dessen Autor du nie getroffen hast. Aber da ist noch etwas. Ein Gedanke, der sich unter die Enttäuschung mischt, leise, aber beharrlich. Das Stück mochte eine Täuschung sein, aber das Gefühl, dabei gewesen zu sein, das Gefühl der Partizipation, der Gemeinschaft, des gemeinsamen Schicksals, dieses Gefühl war echt. Es war vielleicht das Einzige, was echt war an diesem Abend. Und es erinnert dich an etwas, das du längst vergessen hattest: an den Stamm, an die transparente Gemeinschaft der Ur-Natur, in der jede Stimme zählte, nicht weil sie auf einem Zettel stand, sondern weil sie Teil des gemeinsamen Lebens war. Die Demokratie, von der die Aufklärung träumte, war der Versuch, diese verlorene Gemeinschaft unter den Bedingungen der Massengesellschaft wiederherzustellen. Ein Versuch, der scheitern musste, weil die Massengesellschaft nicht der Stamm ist, weil die Anonymität nicht die Transparenz ersetzen kann, weil keine Wahlurne der Welt das Gespräch am Feuer ersetzen kann. Der politische Fortschritt ist nicht nur eine Lüge. Er ist die Sehnsucht nach etwas, das verloren ging, die Sehnsucht,

Teil eines Ganzen zu sein, das mehr ist als die Summe seiner isolierten Teile. Er ist der Versuch, die Ur-Trennung politisch zu heilen, durch Institutionen, durch Verfahren, durch die Magie der Abstimmung. Aber die Ur-Trennung ist nicht politisch. Sie ist existenziell. Und keine Verfassung der Welt kann sie rückgängig machen. Du stehst auf. Der Saal ist leer. Der Vorhang bleibt geschlossen. Du gehst zum Ausgang, und deine Schritte hallen auf dem Holzboden. An der Tür drehst du dich noch einmal um. Auf der Bühne, im letzten Licht der Notbeleuchtung, siehst du die Fäden hängen, leer, ohne Marionetten, aber immer noch da. Sie warten auf das nächste Stück. Auf die nächsten Schauspieler. Auf das nächste Publikum, das glauben will, dass es kein Theater ist. Du öffnest die Tür. Draußen ist Nacht. Kein Applaus. Kein Licht. Nur der Wind, der durch die leeren Straßen fegt.

Der soziale Fortschritt

Stell dir einen großen, hell erleuchteten Saal vor. Die Wände sind mit Spiegeln verkleidet, in denen sich das Licht tausendfach bricht, sodass der Raum größer wirkt, als er ist. In der Mitte steht eine lange Tafel, gedeckt mit weißem Leinen, beladen mit Speisen, die nach Fülle und Überfluss duften: gebratenes Geflügel, kunstvoll arrangierte Früchte, Brotlaibe, deren Kruste golden glänzt, Karaffen mit Wein, der im Kerzenlicht rubinrot schimmert. Um die Tafel herum stehen Stühle, nicht genug für alle, die hereindrängen, aber

genug, um Hoffnung zu machen. Über dem Ganzen hängt ein Schriftzug in geschwungenen Lettern: Jeder ist seines Glückes Schmied. Darunter, kleiner, aber immer noch gut lesbar: Chancengleichheit für alle.

Die Türen des Saals stehen offen, und die Menschen strömen herein. Sie kommen aus den engen Gassen der Armenviertel, aus den grauen Vorstädten, aus den Dörfern, die der Fortschritt vergessen hat. Sie setzen sich auf die freien Stühle, die am unteren Ende stehen, weit entfernt von den dampfenden Platten. An den oberen Enden der Tafel sitzen bereits andere, Menschen in maßgeschneiderten Anzügen, mit ruhigen Gesichtern und sicheren Gesten. Sie sind hier geboren, an diesen Plätzen, sie haben sie nie verlassen, sie wissen nicht, wie es ist, am unteren Ende zu sitzen. Aber was, wenn die Tafel gar nicht der Ort ist, an dem die Bewegung stattfindet? Was, wenn die eigentliche Bewegung woanders geschieht, unsichtbar, unter deinen Füßen, während du glaubst, du würdest gehen?

Stell dir vor, der Boden des Saals ist nicht fest. Er ist eine Rolltreppe. Und sie fährt nicht nach oben, sondern nach unten. Langsam, unmerklich, mit der stetigen Geduld einer Maschine, die nicht müde wird. Du stehst auf deinem Platz, vielleicht ein paar Stufen über dem unteren Ende, und du strengst dich an. Du arbeitest mehr als deine Eltern, du lernst länger als deine Geschwister, du machst Überstunden, Fortbildungen, Netzwerkveranstaltungen, du optimierst deinen Lebenslauf, dein Auftreten, deine Gesundheit. Du gehst. Jeden Tag ein Schritt nach oben, auf der Rolltreppe,

die du für eine feste Treppe hältst. Und tatsächlich: Du kommst voran. Du erreichst die nächste Stufe, dann die übernächste. Du spürst den Erfolg, die Anerkennung, das gute Gefühl, es geschafft zu haben. Aber die Rolltreppe fährt unter dir weiter nach unten. Sie ist schneller als deine Schritte. Was du als Aufstieg erlebst, ist in Wahrheit ein Kampf gegen den Abstieg, ein Rennen, bei dem du schon verlierst, wenn du nur stehen bleibst. Die anderen um dich herum, die, die nicht so schnell gehen wie du, die, die stolpern, die, die keine Kraft mehr haben, sie werden nach unten getragen, unaufhaltsam, dem unteren Ende der Tafel entgegen, das immer weiter entfernt scheint, je tiefer sie sinken. Du siehst sie nicht, weil du nach oben blickst, zu den Plätzen, die noch vor dir liegen. Du hörst ihre Rufe nicht, weil das Klappern der Teller und das Klirren der Gläser sie übertönt. Das ist die Realität des sozialen Fortschritts: Er ist keine Treppe, die man erklimmt. Er ist eine Rolltreppe, die nach unten fährt, und du rennst nach oben, um nicht abzustiegen. Die Abstände zwischen den Plätzen bleiben gleich, aber die Plätze selbst bewegen sich. Der Abstand zwischen dem unteren und dem oberen Ende der Tafel wird nicht kleiner, er wird größer, mit jeder Umdrehung der Maschine, die den Boden antreibt.

Am oberen Ende der Tafel sitzen die, die nie gerannt sind. Sie wurden auf ihre Plätze gesetzt, bevor sie laufen konnten, und die Rolltreppe hat sie nie berührt, weil sie außerhalb ihrer Reichweite stehen, auf einem Podest, das fest verankert ist im Stein der Herkunft. Sie lächeln immer noch

freundlich. Sie erzählen dir, dass sie es aus eigener Kraft geschafft haben, dass sie hart gearbeitet haben, dass sie die richtigen Entscheidungen getroffen haben. Sie glauben es sogar. Sie haben vergessen, dass sie den ersten Schritt ihres Lebens auf festem Boden taten, während du schon als Kind gegen die Bewegung der Rolltreppe ankämpfen musstest. Die unsichtbaren Erben des sozialen Fortschritts sind seine größte Lüge. Sie sind der Beweis, dass das System funktioniert, sehr her, sie haben es geschafft, also könnt ihr es auch. Aber sie sind nicht der Beweis für Chancengleichheit. Sie sind der Beweis für das Gegenteil: dass die, die oben ankommen, meistens die sind, die oben gestartet sind. Die Ausnahmen, der Arbeiterjunge, der Professor wird, das Migrantenkind, das Ärztin wird, sind genau das: Ausnahmen. Sie werden gefeiert, auf Podien gestellt, in Zeitungen porträtiert, als lebende Widerlegung der Kritik am System. Aber sie widerlegen das System nicht. Sie bestätigen es. Denn solange es Ausnahmen gibt, solange einer es schafft, können alle anderen beschuldigt werden, sich nicht genug angestrengt zu haben. Die Rolltreppe braucht diese Ausnahmen. Sie sind das Öl, das ihre Zahnräder schmiert, die Hoffnung, die die Läufer am Laufen hält. Ohne die Ausnahmen würden die Läufer stehen bleiben, sich umsehen, die Bewegung des Bodens unter ihren Füßen spüren. Und dann würden sie Fragen stellen. Fragen, die das System nicht beantworten kann.

Du rennst jetzt seit Jahren. Vielleicht seit Jahrzehnten. Deine Beine sind schwer, dein Atem geht keuchend, dein Rücken schmerzt vom ständigen Vorwärtsbeugen, vom Kampf gegen die unsichtbare Kraft, die dich nach unten zieht. Du hast Erfolge erzielt, eine bessere Wohnung, ein sichereres Einkommen, eine Ausbildung für deine Kinder, die du selbst nicht hattest. Du bist stolz darauf, und du hast recht, stolz zu sein. Aber du bist auch müde. So müde. Und manchmal, in den seltenen Momenten, in denen die Musik im Saal leiser wird und das Klappern der Teller verstummt, hörst du ein Geräusch, das du nicht einordnen kannst. Ein tiefes, monotones Summen, das aus dem Boden zu kommen scheint. Der Motor der Rolltreppe. Du hörst ihn, und für einen Augenblick wird dir schwindlig. Du spürst die Bewegung unter deinen Füßen, das langsame, unwiderstehliche Gleiten, das dich nach unten zieht, während du nach oben rennst. Du stehst still. Die anderen rennen an dir vorbei, ihre Gesichter sind rot, ihre Augen sind weit aufgerissen, ihre Atemzüge sind flach. Du bleibst stehen, mitten im Rennen, und spürst, wie die Rolltreppe dich trägt, nicht nach oben, sondern nach unten. Ein Schritt zurück. Dann noch einer. Die Tafel rückt näher, die Speisen, die du nie erreicht hast, die glitzernden Gläser, das weiße Leinen, der Schriftzug über der Tür. Du gleitest nach unten, und während du gleitest, siehst du den Saal, wie er wirklich ist. Die Spiegel an den Wänden reflektieren nicht nur das Licht, sie verstärken den Eindruck von Weite, von Bewegung, von Aufstieg. Aber wenn du genau hinsiehst, erkennst du, dass die

Bewegung der Spiegel nicht deine Bewegung ist, sondern die der Maschine, die den Raum mit Illusionen füllt. Du gleitest weiter. Die anderen Läufer bemerken dich nicht. Sie sind zu beschäftigt mit ihrem eigenen Rennen, ihren eigenen Erfolgen, ihren eigenen Erschöpfungen. Du erreichst das untere Ende der Tafel, den Ort, von dem du gekommen bist. Die Speisen dort sind nicht dampfend, sie sind kalt und verschrumpelt, die Karaffen sind leer, die Stühle sind wackelig. Die Menschen, die hier sitzen, haben aufgehört zu rennen. Sie starren vor sich hin, ihre Gesichter sind müde, ihre Hände liegen schlaff in ihren Schößen. Sie haben die Illusion des Aufstiegs durchschaut, und sie haben sich nicht mehr bewegt. Du setzt dich neben sie. Die Tafel ist lang, die Spiegel glänzen, der Motor summt. Aber du läufst nicht mehr. Du sitzt nur da, und du siehst, was du vorher nicht sehen konntest: dass die Tafel keine Tafel ist, sondern ein Förderband, das sich langsam vom oberen Ende zum unteren Ende bewegt, das diejenigen, die oben sitzen, langsam nach unten bringt, während diejenigen, die unten sitzen, nie nach oben kommen können, weil das Band immer schneller läuft, je weiter unten sie sitzen. Du hast den Saal durchschaut. Aber die Tür ist immer noch da, und der Motor läuft immer noch. Du fragst dich, ob es einen Ausgang gibt. Ob es etwas außerhalb des Saals gibt. Ob es eine Welt gibt, in der der Boden fest ist und die Bewegung nicht von einer Maschine gesteuert wird, sondern von deinen eigenen Beinen. Du wirst es nicht erfahren, wenn du nicht aufstehst und gehst. Nicht rennst. Gehst. Zur Tür. Die Tür, durch die du

hereingekommen bist. Die Tür, die vielleicht nicht der Eingang war, sondern der Ausgang. Tief unter der Rolltreppe, unter dem Summen des Motors, unter den Fundamenten des Saals, liegt etwas begraben, das der soziale Fortschritt vergessen machen will. Es ist die Erinnerung an eine Welt, in der der Boden fest war. In der die Plätze nicht durch Leistung erworben wurden, sondern durch Zugehörigkeit gegeben waren. In der der Stamm nicht fragte, ob du genug geleistet hast, um dazuzugehören, sondern in der du dazugehörtest, weil du da warst, weil du ein Gesicht hattest, eine Stimme, eine Geschichte, die mit den Geschichten der anderen verwoben war. Der soziale Fortschritt hat diese Welt zerstört. Er hat die Zugehörigkeit durch Leistung ersetzt, die Gemeinschaft durch Konkurrenz, den festen Boden durch die Rolltreppe. Er hat dir eingeredet, dass du deinen Platz verdienen musst, während du in der alten Welt deinen Platz einfach hattest. Und er hat dir das Gefühl gegeben, dass es deine eigene Schuld ist, wenn du nicht ankommst, dass du nicht genug gerannt bist, nicht genug gelernt hast, nicht genug aus dir gemacht hast. Aber es ist nicht deine Schuld. Es ist die Schuld der Rolltreppe. Oder genauer: Es ist die Schuld derer, die die Rolltreppe gebaut haben, die ihren Motor am Laufen halten, die oben sitzen und lächeln und dir sagen, dass du es auch schaffen kannst.

Du bleibst stehen. Mitten im Saal, während die anderen an dir vorbeirennen, mit erschöpften, verbissenen Gesichtern. Du spürst, wie die Rolltreppe dich nach unten trägt, Zentimeter um Zentimeter. Es ist ein seltsames Gefühl, die

Bewegung ohne eigenes Zutun, das Gleiten in den Abstieg, gegen das du dich jahrelang gestemmt hast. Und während du gleitest, siehst du den Saal mit neuen Augen. Du siehst die Spiegel an den Wänden, die den Raum größer erscheinen lassen, als er ist. Du siehst die Tafel, die gar nicht für alle gedeckt ist, die Platten sind leer an den unteren Enden, die Karaffen ausgetrunken. Du siehst den Schriftzug über der Tür, Jeder ist seines Glückes Schmied, und darunter, in winzigen Buchstaben, die du vorher nie bemerkt hast: Solange er das richtige Erz hat. Du gleitest weiter nach unten, dem Ausgang entgegen. Aber zum ersten Mal seit Jahren hast du keine Angst vor dem Abstieg. Denn du hast verstanden, dass der Aufstieg eine Illusion war, nicht weil du nicht gut genug warst, sondern weil die Treppe selbst sich gegen dich bewegte. Und dass der einzige Weg, ihr zu entkommen, nicht darin besteht, schneller zu rennen, sondern darin, auszusteigen. Den Saal zu verlassen. Den Motor zu suchen und ihn abzustellen. Oder zumindest, und das ist vielleicht der erste, winzige Schritt, den anderen Läufern zuzurufen, dass sie nicht allein sind, dass die Treppe unter ihren Füßen sich bewegt, dass es nicht ihre Schuld ist. Du erreichst das Ende der Rolltreppe. Der Ausgang ist eine schmale Tür, durch die ein kalter, aber frischer Wind weht. Du weißt nicht, was draußen ist. Vielleicht nur ein anderer Raum. Vielleicht der Anfang von etwas, das keinen Namen hat. Du öffnest die Tür.

Die Wissenschaft als Priesterschaft

Du hast die letzte Tür geöffnet und stehst nun unter einer riesigen Kuppel. Sie ist höher als alle anderen Räume, die du durchschritten hast, ihre Wände sind nicht mit Fresken, sondern mit Glas und Stahl verkleidet. Das Licht, das durch die Fenster fällt, ist nicht warm, nicht golden, sondern kalt und präzise, wie das Licht eines Operationssaals. In der Mitte der Kuppel, auf einem erhöhten Podium, steht ein Mann in einem weißen Kittel. Er hält ein Reagenzglas in der Hand, das leicht schimmert, und seine Augen sind auf das Glas gerichtet, nicht auf die Menschen, die sich zu seinen Füßen versammelt haben. Die Menschen knien nicht, aber sie neigen ihre Köpfe, und sie flüstern Worte wie "Studie", "peer-reviewed", "signifikant" und "Evidenz". Über dem Mann schwebt, in den höchsten Punkt der Kuppel gemalt, ein einziges Wort, in goldenen Lettern, die im unsichtbaren Licht glänzen: WAHRHEIT. Darunter, in kleinerer Schrift, fast unlesbar, als ob der Maler sich nicht sicher gewesen wäre, ob es gesehen werden soll: Vorläufig. Unter Vorbehalt. Bis auf Weiteres. Du trittst näher. Die Farben sind kälter als bei den anderen Fresken. Kein warmes Gold, kein leuchtendes Rot, kein tiefes Blau, nur Weiß, Grau, das blasse Blau der Monitore, das sterile Grün der Desinfektionsmittel. Die Luft unter der Kuppel scheint dünner zu sein, schwerer zu atmen. Und während du hinaufstarrst, beginnt das Bild sich zu bewegen, nicht wie ein

Film, sondern wie ein Pendel, das langsam hin- und herschwingt, zwischen dem Mann im Kittel und den knien den Zuhörern, zwischen dem Wort WAHRHEIT und der kleinen Schrift darunter.

Die Wissenschaft hat die Religion nicht abgeschafft. Sie hat ihre Strukturen übernommen, ihre Rituale säkularisiert, ihre Autorität neu begründet, aber die Form ist dieselbe geblieben. Wo früher der Priester am Altar stand und das Wort Gottes verkündete, steht heute der Wissenschaftler am Pult und verkündet die Ergebnisse der Forschung. Wo früher die Gläubigen die Hände falteten und das Credo sprachen, nicken heute die Laien und sagen: "Die Wissenschaft hat bewiesen..." Wo früher die Ketzer auf dem Scheiterhaufen brannten, werden heute diejenigen, die den wissenschaftlichen Konsens in Frage stellen, aus der Gemeinschaft der Vernünftigen ausgeschlossen, nicht mit Feuer, sondern mit dem kälteren, aber nicht weniger wirksamen Feuer der öffentlichen Ächtung, des Verlusts von Reputation, des Ausschlusses aus dem Diskurs. Das ist kein Plädoyer gegen die Wissenschaft. Es ist die nüchterne Beschreibung einer Verschiebung, die so leise geschah, dass wir sie kaum bemerkt haben. Die Aufklärung hat die alte Priesterschaft entthront, aber sie hat den Thron nicht abgeschafft. Sie hat nur einen neuen Herrscher darauf gesetzt: die Vernunft, vertreten durch ihre irdischen Statthalter, die Wissenschaftler. Und wie jeder Herrscher braucht auch dieser seine Priester, seine Rituale, seine heiligen Texte, die Fachzeitschriften, die Peer-Review-Verfahren, die Konferenzen,

auf denen die Eingeweihten in einer Sprache sprechen, die für die Laien so unverständlich ist wie die lateinische Messe für den mittelalterlichen Bauern. Die Wissenschaft ist zur letzten großen Autorität geworden, der der moderne Mensch noch vertraut. Die Politik hat versagt, die Religion ist verblasst, die Moral ist dekonstruiert, aber die Wissenschaft, so glaubt er, sagt die Wahrheit. Sie ist der Fels in der Brandung der Postmoderne, der letzte Ort, an dem es noch Gewissheit gibt. Und genau deshalb ist sie die perfekte Projektionsfläche für den Fortschrittsglauben: Wenn die Wissenschaft immer mehr weiß, immer tiefer dringt, immer präziser misst, dann geht es voran. Dann ist der Fortschritt real. Dann ist die Zukunft tatsächlich besser als die Vergangenheit.

Aber was genau ist diese Wissenschaft, die so unerschütterlich scheint? Sie ist keine Person, keine Institution, kein heiliges Buch. Sie ist eine Methode, eine bestimmte Art, Fragen zu stellen und Antworten zu prüfen. Die wissenschaftliche Methode ist eine der großartigsten Erfindungen der Menschheit. Sie hat uns gelehrt, unseren eigenen Wahrnehmungen zu misstrauen, unsere Hypothesen an der Realität scheitern zu lassen, unsere Irrtümer zu korrigieren. Sie ist das Gegenteil von Dogmatismus. Sie ist die institutionalisierte Selbstkritik. Aber, und hier beginnt das Fresko zu flackern, die Methode ist nicht das, was der moderne Mensch sieht, wenn er zur Wissenschaft aufblickt. Er sieht nicht den mühsamen, von Irrtümern und Revisionen durchzogenen Prozess der Forschung. Er sieht die Ergebnisse. Er sieht die Schlagzeilen: "Wissenschaftler haben

herausgefunden...", "Studie beweist...", "Forscher warnen vor..." Er sieht die fertigen Wahrheiten, nicht den Weg, der zu ihnen führte. Und er sieht nicht die vielen Wege, die in Sackgassen endeten, die Studien, die nie veröffentlicht wurden, weil sie kein signifikantes Ergebnis zeigten, die Hypothesen, die stillschweigend begraben wurden, weil sie nicht ins Bild passten. Die Wissenschaft, wie sie in der Öffentlichkeit erscheint, ist nicht die Wissenschaft, wie sie im Labor stattfindet. Sie ist ein gereinigtes, geglättetes, von allen Unsicherheiten befreites Bild, ein Fresko, nicht die Werkstatt des Malers. Und dieses Fresko dient einem Zweck: Es soll Gewissheit liefern, wo die Methode selbst nur Wahrscheinlichkeiten, Vorläufigkeiten, Falsifikationen kennt. Die Wissenschaft als Priesterschaft lebt von der Illusion, dass es die Wahrheit gibt, dass die Wissenschaft sie kennt, und dass wir ihr glauben müssen, weil wir selbst sie nicht überprüfen können.

Das ist der tiefste Schwindel des Freskos: Es zeigt einen Mann im Kittel, der die Wahrheit sieht, aber die Methode, die er anwendet, kann immer nur sagen, was nicht wahr ist. Sie kann Hypothesen widerlegen, aber nie endgültig beweisen. Sie ist die Kunst des begründeten Zweifels, nicht die Kunst der unerschütterlichen Gewissheit. Doch der Zweifel verkauft sich schlecht. Die Gewissheit verkauft sich gut. Also wird die Wissenschaft zur Priesterin der Gewissheit und verrät damit ihren eigenen Kern. Die alten Priester dienten nicht nur Gott. Sie dienten auch den Königen. Sie salbten die Herrscher, legitimierten die Kriege, segneten die

Schwerter. Die neuen Priester tun dasselbe, nur mit anderen Mitteln. Sie salben die Mächtigen nicht mit Öl, sondern mit Expertise. Sie legitimieren die Kriege nicht mit Gebeten, sondern mit Gutachten. Sie segnen die Schwerter nicht mit Weihwasser, sondern mit Forschungsgeldern. Die Wissenschaft ist längst zu einem Instrument der Macht geworden. Die Konzerne finanzieren die Studien, die ihre Produkte als sicher, ihre Verfahren als nachhaltig, ihre Emissionen als unbedenklich ausweisen. Die Regierungen berufen die Kommissionen ein, die genau die Politik empfehlen, die sie ohnehin machen wollen. Die Militärs bezahlen die Forschung, die ihre Waffen präziser, ihre Überwachung effizienter, ihre Kriege sauberer macht. Die Wissenschaft ist nicht die unabhängige Instanz, die von außen auf die Gesellschaft blickt und die Wahrheit spricht. Sie ist Teil der Gesellschaft, eingebunden in ihre Machtverhältnisse, abhängig von ihren Ressourcen, verstrickt in ihre Interessen. Das bedeutet nicht, dass alle Wissenschaftler korrupt wären oder dass alle Forschung gekauft sei. Es bedeutet nur, dass die Wissenschaft keine Insel der Reinheit ist in einem Meer der Interessen. Sie ist ein Schiff, das auf diesem Meer fährt, und der Wind, der es antreibt, weht nicht immer aus der Richtung der Wahrheit. Manchmal weht er aus der Richtung des Geldes. Manchmal aus der Richtung der Karriere. Manchmal aus der Richtung der Anerkennung. Die Wissenschaftler sind Menschen, keine Engel. Und sie unterliegen denselben Verzerrungen, denselben blinden Flecken, denselben un-

bewussten Motivationen wie alle anderen auch. Das Fresko zeigt sie als reine, dem Licht zugewandte Gestalten. Aber unter den weißen Kitteln tragen sie die gleiche schmutzige Wäsche wie du und ich.

Die alten Priester versprochen das ewige Leben nach dem Tod. Die neuen Priester versprechen etwas Ähnliches, nur diesseitiger: Sie versprechen, den Tod hinauszuzögern. Die Medizin, die Biotechnologie, die Gentechnik, sie alle arbeiten an der Verlängerung des Lebens, an der Heilung der Krankheiten, an der Optimierung des Körpers. Der wissenschaftliche Fortschritt ist der große Feldzug gegen die Sterblichkeit, und jeder neue Durchbruch ist ein kleiner Sieg in diesem Krieg. Aber der Krieg kann nicht gewonnen werden. Der Tod ist der einzige Feind, der immer siegt. Die Wissenschaft kann ihn hinauszögern, sie kann die Lebenserwartung erhöhen, sie kann die Qualität der gewonnenen Jahre verbessern, aber sie kann den Tod nicht abschaffen. Die Unsterblichkeit, die sie verspricht, ist eine relative: nicht die Abwesenheit des Todes, sondern die Verschiebung des Todes auf einen späteren Zeitpunkt. Ein Aufschub, kein Sieg. Und während du auf den Aufschub wartest, während du die Pillen schluckst, die Diäten hältst, die Vorsorgeuntersuchungen absolvierst, die Schritte zählst und den Schlaf trackst, während du all das tust, vergisst du, dass der Tod nicht das Problem ist. Das Problem ist das ungelebte Leben. Die Wissenschaft kann dir mehr Jahre geben. Sie kann dir nicht geben, wofür du diese Jahre leben sollst. Sie kann die Quantität erhöhen. Die Qualität bleibt deine Sache, und sie

wird nicht besser durch mehr Pillen, mehr Tracking, mehr Optimierung. Die Wissenschaft als Priesterschaft vertröstet dich auf eine Zukunft, in der der Tod besiegt sein wird, durch immer bessere Medizin, immer klügere Technologie, immer tiefere Einsichten in die Biologie des Alterns. Aber diese Zukunft kommt nie. Sie ist der Horizont, der zurückweicht, während du auf ihn zugehst. Die Wissenschaft kann dir nicht die Ewigkeit geben. Sie kann dir nur die Angst vor dem Ende nehmen, indem sie dich mit der Hoffnung auf den nächsten Durchbruch betäubt.

Du stehst jetzt direkt unter der Kuppel. Der Mann im Kittel blickt immer noch durch sein Reagenzglas, die Zuhörer knien immer noch, das Wort WAHRHEIT leuchtet immer noch. Aber je länger du hinaufstarrst, desto mehr verschwimmen die Konturen. Der Mann im Kittel verliert sein Gesicht, wird zu einer anonymen Figur, einem Platzhalter für eine Autorität, die nicht mehr weiß, wer sie ist. Die Zuhörer werden zu Schatten, zu Umrissen ohne Individualität, zu einer Masse, die glaubt, weil Glauben leichter ist als Denken. Das Wort WAHRHEIT beginnt zu flackern, die goldenen Lettern werden blass, und darunter tritt die kleine Schrift immer deutlicher hervor: Vorläufig. Unter Vorbehalt. Bis auf Weiteres. Die Wissenschaft hat die Welt entzaubert. Sie hat die Götter vertrieben, die Geister verscheucht, die Mythen zerstört. Sie hat uns eine Welt gegeben, die aus Atomen und Molekülen besteht, aus Kräften und Feldern, aus messbaren, berechenbaren, beherrschbaren Phänomenen. Diese Welt ist sauber, effizient, rational. Aber

sie ist auch kalt. Sie gibt keine Antwort auf die Frage, warum wir leben. Sie gibt keine Antwort auf die Frage, warum wir sterben. Sie gibt keine Antwort auf die Frage, was das alles soll. Die Wissenschaft kann dir sagen, wie die Dinge sind. Sie kann dir nicht sagen, warum sie sind. Sie kann dir die Mittel geben, die Welt zu verändern. Sie kann dir nicht sagen, wozu du sie verändern sollst. Sie ist die perfekte Dienerin des Fortschritts, aber sie ist eine Dienerin ohne Herrn. Sie führt Befehle aus, aber sie weiß nicht, wer die Befehle gibt oder ob die Befehle gut sind. Die Kuppel über dir ist leer. Kein Gott, kein Sinn, kein Ziel. Nur die kalte, klare Luft der Vernunft, die dir sagt, dass alles, was ist, auch anders sein könnte, aber nicht, warum es so ist, wie es ist, und nicht, ob es besser wäre, wenn es anders wäre. Du wendest dich ab. Die anderen Fresken warten noch, die Technik, die Wirtschaft, die Moral, die Politik, das Soziale. Sie alle hängen jetzt im selben Raum, unter derselben leeren Kuppel. Und du erkennst, dass sie alle dasselbe versucht haben: die Leere zu füllen, die die Ur-Trennung hinterlassen hat. Sie haben Bilder gemalt, Geschichten erzählt, Versprechen gemacht. Sie haben dir eingeredet, dass es vorangeht, dass die Zukunft besser wird, dass die Mühe sich lohnt. Aber unter den Bildern ist immer nur der kahle Stein. Und über ihnen ist immer nur die leere Kuppel. Die Wissenschaft als Priesterschaft ist das letzte Fresko vor dem persönlichen Fortschritt, dem intimsten, dem grausamsten aller Mythen. Denn wenn selbst die Wissenschaft keine Gewissheit geben kann, wenn selbst die Vernunft keine

Antwort auf die Frage nach dem Sinn hat, dann bleibt nur noch einer, der die Leere füllen soll: du selbst. Dein Körper, deine Seele, dein Leben als Projekt. Die Selbstoptimierung ist die letzte Bastion des Fortschrittsglaubens. Und sie ist die einsamste. Du verlässt die Kuppel. Der Mann im Kittel blickt dir nicht nach. Die Zuhörer knien weiter. Das Wort WAHRHEIT flackert, flackert, erlischt.

Der persönliche Fortschritt

Du hast die Kuppel verlassen. Du hast die Fresken gesehen, die Technik, die Wirtschaft, die Moral, die Politik, das Soziale, die Wissenschaft. Du hast erkannt, dass sie alle nur Farbe auf kaltem Stein sind, gemalte Versprechen, die niemals eingelöst werden. Du bist müde. Deine Augen brennen vom langen Starren auf die gleißenden Bilder, deine Beine sind schwer vom Gang durch die endlose Galerie. Du willst nur noch nach Hause. Du willst die Tür hinter dir schließen, dich auf dein Sofa setzen, die Augen schließen und vergessen, was du gesehen hast. Aber da ist noch ein Raum. Ein kleiner, unscheinbarer Raum am Ende des Ganges, den du fast übersehen hättest, weil seine Tür so schmal ist und kein Licht unter ihr hindurchscheint. Du zögerst. Du willst nicht noch mehr sehen. Du willst nicht noch eine Illusion, die zerbricht, noch ein Fresko, dessen Farbe blättert. Aber deine Füße tragen dich weiter, wie von selbst, und deine Hand hebt sich und drückt die Klinke herunter.

Der Raum ist leer. Kein Fresko an den Wänden, keine Statue, keine Inschrift. Nur ein Spiegel. Ein einziger, großer Spiegel, der die ganze gegenüberliegende Wand einnimmt. Und in diesem Spiegel siehst du dich selbst. Nicht wie du bist, müde, erschöpft, mit hängenden Schultern und dunklen Ringen unter den Augen. Sondern wie du sein könntest. Der Spiegel zeigt eine bessere Version deiner selbst: aufrechter, straffer, mit klarem Blick und einem leichten, selbstbewussten Lächeln. Dieser andere du trägt Kleidung, die perfekt sitzt, hat eine Haut, die gesund leuchtet, und eine Haltung, die sagt: Ich habe es geschafft. Ich bin angekommen. Ich bin genug. Du trittst näher. Der andere du tritt ebenfalls näher. Ihr steht euch gegenüber, nur durch das Glas getrennt, und du spürst, wie etwas in dir sich zusammenzieht, ein Gemisch aus Sehnsucht und Scham, aus Bewunderung und Neid. Du willst so sein wie er. Du willst er sein. Und gleichzeitig weißt du, dass du es nicht bist, dass du es nie sein wirst, dass der Abstand zwischen dir und ihm so unüberbrückbar ist wie der zwischen einem Fresko und dem kalten Stein darunter. Das ist der persönliche Fortschritt. Die letzte, intimste, grausamste aller Fortschrittsillusionen. Der Glaube, dass du selbst das Produkt des Fortschritts bist, dass du dich verbessern, optimieren, perfektionieren kannst. Dass es eine bessere Version deiner selbst gibt, die irgendwo da draußen wartet, und dass du sie erreichen kannst, wenn du nur hart genug an dir arbeitest, diszipliniert genug bist, genug aus dir machst.

Du kennst die Werkzeuge. Du hast sie alle benutzt. Der Fitness-Tracker an deinem Handgelenk, der deine Schritte zählt, deinen Schlaf misst, deinen Puls überwacht und dir jeden Morgen eine Zahl präsentiert, die dir sagt, ob du gut genug warst. Die App auf deinem Smartphone, die deine Kalorien zählt, deine Produktivität trackt, deine Bildschirmzeit begrenzt und dir sanfte, aber unerbittliche Erinnerungen schickt: Du hast dein Tagesziel noch nicht erreicht. Du warst heute noch nicht aktiv genug. Du hast diese Woche weniger geschafft als letzte Woche. Die Ratgeber auf deinem Nachttisch, deren Titel dir versprechen, dass du in sieben Tagen ein neuer Mensch sein kannst, in zwölf Wochen dein Leben verändern, in einem Jahr alles erreichen, wovon du träumst. Die Podcasts in deinen Ohren, die dir erklären, wie du morgens früher aufstehst, abends besser schläfst, zwischendurch effizienter arbeitest, dich gesünder ernährst, glücklicher wirst, erfolgreicher wirst, mehr wirst. Der persönliche Fortschritt ist eine Fabrik. Sie arbeitet rund um die Uhr, sie kennt keine Pausen, keine Feiertage, keine Gnade. Ihr Rohstoff bist du, dein Körper, dein Geist, deine Zeit, deine Aufmerksamkeit, deine Sehnsucht. Ihr Produkt ist das bessere Ich, das dir der Spiegel zeigt. Und der Abfall, der bei der Produktion entsteht, ist das, was du jetzt bist: ungenügend, unvollkommen, nicht gut genug. Die Fabrik flüstert dir zu, dass du noch nicht angekommen bist. Dass es immer noch eine Stufe gibt, die du erklimmen kannst, eine Schwäche, die du ausmerzen, eine Fähigkeit, die du verbessern, ein Ziel, das du erreichen kannst. Sie

flüstert es so sanft, dass du es für deine eigene Stimme hältst. Du glaubst, du wollest dich verbessern. Du glaubst, du seist unzufrieden mit dir selbst. Du glaubst, du habest diesen Maßstab gewählt, dieses Ideal, dieses Bild im Spiegel. Aber der Maßstab wurde dir gegeben. Das Ideal wurde dir verkauft. Das Bild im Spiegel wurde von denen gemalt, die von deiner Unzufriedenheit leben, die Fitness-industrie, die Schönheitsindustrie, die Selbsthilfeindustrie, die Produktivitätsindustrie, die ganze riesige Maschinerie, die dir einredet, dass du nicht genug bist, und dir dann die Werkzeuge verkauft, um genug zu werden.

Der persönliche Fortschritt hat ein Geheimnis. Er flüstert es nicht, er schreit es nicht, er verschweigt es. Das Geheimnis ist: Du wirst nie ankommen. Das bessere Ich im Spiegel ist kein Ziel, das du erreichen kannst. Es ist ein Horizont, der zurückweicht, während du auf ihn zugehst. Jedes Mal, wenn du denkst, du seist ihm näher gekommen, hat es sich schon wieder ein Stück weiter entfernt. Jede Verbesserung, die du erzielst, offenbart eine neue Schwäche. Jede Stufe, die du erklimmst, zeigt dir die nächste, noch höhere Stufe. Das Spiel ist so konstruiert, dass du es nie gewinnen kannst. Denn wenn du gewinnen würdest, wenn du ankommen würdest, wenn du genug wärest, dann würdest du aufhören zu kaufen, zu tracken, zu optimieren, zu konsumieren. Die Fabrik würde stillstehen. Das darf nicht geschehen. Also sorgt die Fabrik dafür, dass der Maßstab sich immer weiter verschiebt. Gestern war es genug, zehntausend Schritte zu gehen. Heute sind es zwölftausend.

Gestern war es genug, acht Stunden zu schlafen. Heute musst du auch noch die Tiefschlafphasen optimieren. Gestern war es genug, deine Arbeit zu erledigen. Heute musst du auch noch kreativ sein, innovativ, ein Teamplayer, eine Führungspersönlichkeit. Die Latte steigt mit jedem Sprung, den du über sie machst. Und du springst höher und höher, bis deine Beine zittern und dein Atem rasselt und du nicht mehr weißt, warum du eigentlich springst, nur dass du springen musst, weil Stillstand Rückschritt bedeutet und Rückschritt Versagen und Versagen das Schlimmste ist, was dir passieren kann. Das ist die Tyrannei des persönlichen Fortschritts: Er hat keinen Endpunkt. Er ist eine Bewegung ohne Ziel, ein Rennen ohne Ziellinie, eine Jagd ohne Beute. Er hält dich in einem Zustand permanenter, genau dosierter Unzulänglichkeit, gerade genug, um dich weiterrennen zu lassen, aber nicht so viel, dass du zusammenbrichst und das Spiel in Frage stellst. Du bist der Esel, der der Karotte nachläuft, und die Karotte ist an einem Stock befestigt, den du selbst in der Hand hältst.

Der persönliche Fortschritt ist die einsamste aller Fortschrittsillusionen. Die Technik konntest du mit anderen teilen, ihr habt gemeinsam über die neuesten Geräte gestaunt. Die Wirtschaft konntest du mit anderen teilen, ihr habt gemeinsam über die Boni und Beförderungen gesprochen. Die Moral, die Politik, das Soziale, all das waren kollektive Mythen, Geschichten, die ihr euch gemeinsam erzählt habt, im Chor, im Streit, in der Empörung. Aber der persönliche Fortschritt ist dein Mythos. Er findet statt in den

stillen Stunden der Nacht, wenn du deinen Schlaf trackst und feststellst, dass er nicht tief genug war. Er findet statt am frühen Morgen, wenn du auf die Waage steigst und die Zahl dich enttäuscht. Er findet statt im Spiegel, den du morgens und abends betrachtest, und in den Gedanken, die du niemandem mitteilst: Ich bin nicht genug. Ich muss besser werden. Ich muss mehr aus mir machen. Die anderen Läufer siehst du nur als Konkurrenten. Sie sind schneller, fitter, erfolgreicher, glücklicher, zumindest in den Bildern, die sie dir zeigen, in den Posts, in denen sie ihre Erfolge feiern, ihre Fortschritte dokumentieren, ihre besseren Ichs präsentieren. Du vergleichst dich mit ihnen, und der Vergleich fällt immer zu deinen Ungunsten aus. Du siehst ihre sorgfältig kuratierten Leben und hältst sie für die ganze Wahrheit. Du siehst nicht ihre Nächte, in denen sie wach liegen und sich fragen, ob sie genug sind. Du hörst nicht ihre innere Stimme, die ihnen dieselben Sätze zuflüstert wie dir. Du weißt nicht, dass sie genauso rennen wie du, genauso erschöpft, genauso einsam. Der persönliche Fortschritt hat die Gemeinschaft privatisiert. Wo früher der Stamm dir sagte, wer du bist und was du wert bist, durch deine Geburt, deine Zugehörigkeit, dein Gesicht, das jeder kannte, da sagt dir heute der Spiegel, wer du sein sollst. Und der Spiegel ist ein einsamer Richter. Er kennt keine Gnade, keinen Kontext, keine Geschichte. Er zeigt dir nur das Bild, und das Bild sagt: Du bist nicht genug. Werde besser. Renn schneller. Komm an. Aber du kommst nie an. Und während du rennst, verpasst du das Einzige, was wirklich zählt: den

Moment, in dem du bist, ohne etwas werden zu müssen. Unter dem persönlichen Fortschritt, unter dem Spiegel, unter der Fabrik, unter dem Rennen, darunter liegt der Tod. Der persönliche Fortschritt ist der verzweifeltste Versuch, ihn zu verdrängen. Wenn du deinen Körper optimierst, versuchst du, den Verfall aufzuhalten. Wenn du deine Produktivität steigerst, versuchst du, mehr aus der begrenzten Zeit herauszuholen. Wenn du Spuren hinterlässt, ein Werk, einen Namen, ein optimiertes Selbst, versuchst du, den Tod zu überleben, in irgendeiner Form weiterzuexistieren, nicht ganz zu verschwinden. Aber der Tod lässt sich nicht optimieren. Er ist der einzige Feind, der immer siegt. Der Körper wird verfallen, egal wie viele Schritte du gehst. Die Zeit wird vergehen, egal wie produktiv du bist. Die Spuren werden verblassen, egal wie tief du sie eingräbst. Der persönliche Fortschritt kann dir nicht die Ewigkeit geben. Er kann dir nur die Illusion geben, dass du dem Tod davonläufst, solange du nur schnell genug rennst. Und während du rennst, verpasst du das Leben. Du verpasst den Geschmack des Essens, weil du Kalorien zählst. Du verpasst die Freude an der Bewegung, weil du Schritte trackst. Du verpasst die Stille des Nichtstuns, weil du jede Minute optimieren musst. Du verpasst die Gegenwart, weil du ständig in der Zukunft lebst, in der Zukunft, in der du endlich genug sein wirst, endlich angekommen, endlich erlöst von der Last des Werdens. Der Tod wird kommen, ob du rennst oder nicht. Die Frage ist nicht, ob du ihm entkommst. Die Frage

ist, ob du, wenn er kommt, zurückblicken kannst auf ein Leben, das du gelebt hast, oder auf ein Leben, das du damit verbracht hast, einem Bild im Spiegel nachzujagen, das nie wirklich war.

Du stehst immer noch vor dem Spiegel. Der andere du blickt dich an, mit seinem selbstbewussten Lächeln, seiner perfekten Haltung, seiner leuchtenden Haut. Er ist alles, was du sein willst. Er ist alles, was du nicht bist. Er ist die Summe deiner Versäumnisse, deiner Schwächen, deiner Unzulänglichkeiten, in ein Bild gegossen, das schöner ist als du. Du hebst die Hand. Der andere du hebt ebenfalls die Hand. Eure Fingerspitzen berühren sich durch das Glas. Es ist kalt. Du spürst die Kälte, und in diesem winzigen, fast schmerzhaften Moment der Berührung erkennst du: Der andere du bist nicht du. Er ist eine Fiktion, ein aus deinen Ängsten und Sehnsüchten zusammengesetztes Phantom, eine Projektion der Fabrik, die von deiner Unzufriedenheit lebt. Er ist nicht dein besseres Ich. Er ist dein unmögliches Ich. Und du hast dein Leben damit verbracht, ihm nachzujagen, anstatt das zu leben, was vor dem Spiegel steht. Du ballst die Hand zur Faust. Der andere du tut es dir gleich. Einen Moment lang starrt ihr euch an, Faust gegen Faust, durch das kalte Glas getrennt. Dann schlägst du zu. Das Glas zerspringt. Die Scherben regnen zu Boden, und mit ihnen zersplittert das Bild des besseren Ichs in tausend Fragmente. In jeder Scherbe siehst du einen Teil von dir, dein müdes Auge, deine hängende Schulter, deine zitternde Hand. Nicht schön. Nicht perfekt. Nicht optimiert. Aber

echt. Du stehst inmitten der Scherben. Der Raum ist still. Der Spiegel ist nicht mehr. Das bessere Ich ist nicht mehr. Nur du bist noch da. Müde, erschöpft, unvollkommen. Und zum ersten Mal seit langer Zeit fragst du dich nicht, was du noch aus dir machen kannst. Du fragst dich, was du bist, wenn du nichts mehr aus dir machen musst. Die Scherben knirschen unter deinen Füßen. Du atmest ein. Du atmest aus. Der Atem ist warm. Er ist dein. Du lebst. Nicht besser. Nicht optimiert. Einfach nur: lebendig. Du verlässt den Raum der Scherben. Der Gang liegt still, die Fresken sind nur noch dunkle Flächen an den Wänden, ihre Farben im Schatten versunken. Du gehst an ihnen vorbei, der Technik, der Wirtschaft, der Moral, der Politik, dem Sozialen, der Wissenschaft, und sie alle scheinen zu schweigen, als hätten sie nichts mehr zu sagen, nachdem der letzte Spiegel zerbrochen ist. Du hast sie gesehen, diese gemalten Versprechen. Du hast ihre Risse erkannt, ihre abblätternde Farbe, den kalten Stein darunter. Du hast verstanden, dass der Fortschritt keine Treppe ist, keine Rolltreppe, kein Theater, kein Labor, sondern nur eine Geschichte, die du dir erzählt hast, um die Leere nicht spüren zu müssen. Die Leere der Ur-Trennung. Die Leere eines Lebens, das seinen Platz im Kreislauf verloren hat und nun nach einem Sinn sucht, den es nicht gibt. Der Fortschritt war der große Trost: dass es vorangeht, dass die Mühe sich lohnt, dass die Zukunft besser wird. Aber die Zukunft ist immer nur die nächste gemalte Stufe, der nächste zurückweichende Horizont, das nächste Versprechen, das nicht eingelöst wird. Was bleibt,

wenn du aufhörst, ihm nachzujagen, ist nicht die Verzweiflung. Es ist etwas anderes, etwas, das du fast vergessen hattest in all den Jahren des Rennens. Es ist die Stille. Eine Stille, die nicht leer ist, sondern voll von dem, was ist. Dein Atem. Dein Herzschlag. Die Gegenwart dieses einen, unwiederholbaren Moments, in dem du lebst, nicht besser, nicht optimiert, nicht auf dem Weg zu einem Ziel, das nie erreicht wird. Einfach nur: hier. Die Maschine läuft weiter, irgendwo in der Ferne. Du hörst ihr Summen noch, aber es ist leiser geworden, als ob eine Tür sich geschlossen hätte. Du weißt jetzt, dass der Fortschritt dich nicht retten wird. Dass keine Technik, kein Wachstum, keine Moral, keine Wahl, keine Selbstoptimierung die Wunde heilen kann, die die Ur-Trennung gerissen hat. Aber vielleicht, und das ist kein Trost, nur eine nüchterne Feststellung, vielleicht war die Rettung nie der Punkt. Vielleicht ging es nie darum, anzukommen, sondern darum, das Rennen zu durchschauen und trotzdem weiterzugehen. Nicht weil du musst. Sondern weil du hier bist. Weil der Atem warm ist und der Herzschlag echt und die Stille, wenn du sie zulässt, nicht tötet, sondern dich daran erinnert, dass du lebst. Der Fortschritt ist der große Lärm, der diese Stille übertönt hat. Jetzt, da er leiser wird, hörst du etwas anderes. Es ist keine Stimme, kein Befehl, kein Versprechen. Es ist nur das, was schon immer da war, unter dem Lärm, unter den Fresken, unter dem Spiegel. Es ist der Klang deines eigenen Lebens, nicht wie es sein soll, sondern wie es ist. Zerbrechlich. Endlich. Unvollkommen. Und darin, gerade darin, vielleicht

das Einzige, was dem Fortschritt standhält. Nicht weil es besser wäre. Sondern weil es wahr ist. Du trittst aus der Galerie hinaus. Vor dir liegt kein gemalter Horizont, sondern der offene Himmel, grau und weit. Es ist kein Ziel zu sehen. Kein Weg ist vorgezeichnet. Du gehst trotzdem weiter, nicht weil du weißt wohin, sondern weil du jetzt, endlich, bereit bist, die Stille auszuhalten, aus der alles kommt und in die alles zurückkehrt. Die Maschine summt noch. Aber du hörst sie kaum noch. Was du hörst, ist dein eigener Schritt auf dem Boden. Fest. Lebendig. Und wach.

Kapitel VII: Die Tyrannei der Positivität

Die Mauern des Gefängnisses haben wir vermessen. Wir haben die Räume durchschritten, in denen die Ablenkungsmaschine arbeitet, die Ökonomie, die Politik, die Medien, das Bildungssystem, die Familie. Wir haben die großen Fresken betrachtet, mit denen die Wände bemalt sind, die Mythen des Fortschritts, die uns einreden, dass es vorangeht, dass die Zukunft besser wird, dass die Mühe sich lohnt. Wir haben die Pinselstriche erkannt, die Risse in der Farbe, den kalten Stein darunter. Die Maschine steht still vor uns, entblößt, durchschaut, vollständig. Aber ein Gefängnis, das nur aus Mauern besteht, ist noch nicht perfekt. Der Gefangene, der die Mauern sieht, kann aufbegehren, kann sie bekämpfen, kann zumindest den Traum der Flucht träumen. Das wahre Meisterwerk der Ablenkungsmaschine ist nicht die Mauer, es ist die Stimme, die dem Gefangenen einflüstert, dass es gar keine Mauer gibt. Dass der Stein, an dem er sich stößt, in Wahrheit ein Spiegel ist. Dass die Enge, in der er lebt, die einzig denkbare Weite ist. Dass er nicht gefangen ist, sondern frei, und dass er, wenn er sich dennoch gefangen fühlt, selbst daran schuld ist. Diese Stimme hat viele Namen. Sie nennt sich Glück, Dankbarkeit, Optimierung, positive Energie, Resilienz, Selbstfürsorge. Sie spricht nicht im Befehlston, sondern im Ton der freundlichen Empfehlung. Sie sagt nicht: "Du musst." Sie

sagt: "Du kannst." Sie sagt nicht: "Gehorche." Sie sagt: "Werde die beste Version deiner selbst." Sie ist die sanfteste aller Tyrannen, weil sie ohne Peitsche herrscht, nur mit dem Lächeln, das sie dir abverlangt, und der Schuld, die du fühlst, wenn du es nicht geben kannst. Das ist die Tyrannei der Positivität. Sie ist das letzte, feinste Instrument der Ablenkungsmaschine, der Befehl, der nicht von außen kommt, sondern aus deinem eigenen Inneren zu sprechen scheint. Sie hat die Mauern nicht eingerissen, sondern unsichtbar gemacht. Sie hat die Fresken nicht abgekratzt, sondern mit einer Schicht aus glänzendem Lack überzogen, der das Licht so bricht, dass selbst der Riss darin schön aussieht. Sie hat den Gefangenen nicht befreit, sondern ihm beigebracht, seine Zelle für einen Palast zu halten und seine Fesseln für Schmuck. In diesem Kapitel werden wir die sieben Gesichter dieser Tyrannei betrachten. Wir werden hören, wie sie dir befiehlt, glücklich zu sein, und dich bestraft, wenn du es nicht bist. Wie sie deinen Schmerz zu einer Krankheit macht, die behandelt werden muss, damit das System gesund bleiben kann. Wie sie dir die Klage verbietet, die Dankbarkeit befiehlt und dich auf das Laufband der Selbstoptimierung stellt, das sich immer schneller dreht, je schneller du läufst. Und wir werden sehen, wohin diese Tyrannei führt, wenn sie nicht aufgehalten wird, zur letzten, grausamsten Konsequenz: der Unfähigkeit zu trauern. Dem Lächeln, das selbst am offenen Grab noch auf den Lippen bleibt, weil die Tyrannei der Positivität selbst den Tod zu einem Problem gemacht hat, das man positiv denken kann.

Doch dieses Kapitel endet nicht im Lärm der Befehle. Es endet in der Stille. In der Stille nach dem Lärm, in der du deine eigene Stimme wiederfindest, nicht die, die dir sagt, wer du sein sollst, sondern die, die weiß, wer du bist. Eine leise Stimme, die keine Befehle gibt und keine Versprechen macht. Die einfach nur atmet und sagt: Du lebst. Das ist genug. Der Lärm der Maschinen ist verklungen. Die Fresken hängen still. Die letzte Tür öffnet sich, nicht nach außen, sondern nach innen. Folge mir.

Der Imperativ des Glücks

Du kennst die Sätze. Sie sind so tief in die Grammatik deines Alltags eingesickert, dass du sie nicht mehr als das erkennst, was sie sind: Befehle. Denk positiv. Sieh das Gute im Schlechten. Jeder Tag ist ein Geschenk. Du bist deines Glückes Schmied. Lächle, dann kommt das Glück von selbst. Sie begegnen dir morgens auf den Titelseiten der Zeitschriften, die an der Supermarktkasse ausliegen, neben den Schokoriegeln und den Einwegfeuerzeugen. Sie flimmern abends über die Bildschirme, gesprochen von Menschen mit perfekten Zähnen und perfekten Leben, die dir erklären, dass du nur an dich glauben musst, um zu erreichen, was sie erreicht haben. Sie kleben als Spruchkarten an den Wänden der Cafés, in denen du deinen Milchkaffee trinkst, und als Hashtags unter den Posts deiner Freunde, die dir zeigen, wie glücklich sie sind, und du fragst dich, warum du es nicht bist. Der Imperativ des Glücks ist der erste und mächtigste aller Befehle der Positivität. Er sagt dir

nicht nur, dass du glücklich sein sollst, er sagt dir auch, warum du es nicht bist. Und die Antwort ist immer dieselbe: Du selbst. Du hast nicht genug an dich geglaubt. Du hast nicht hart genug an dir gearbeitet. Du hast die falschen Gedanken gedacht, die falschen Gefühle gefühlt, die falschen Entscheidungen getroffen. Das Glück ist da, immer, für jeden, du musst es nur ergreifen. Wenn du es nicht ergreifst, bist du selbst schuld. Das ist das Geniale an diesem Imperativ: Er ist gleichzeitig Ansporn und Drohung, Versprechen und Anklage. Er hält dir ein Bild vor Augen, das Bild des glücklichen Menschen, der du sein könntest, und in dem Moment, in dem du das Bild betrachtest und feststellst, dass du es nicht bist, hat der Imperativ bereits gewonnen. Denn jetzt musst du dich rechtfertigen. Warum bist du nicht glücklich? Was ist falsch mit dir? Was machst du falsch?

Die Antwort, die der Imperativ für dich bereithält, ist ein ganzes Arsenal von Selbstoptimierungswerkzeugen: Achtsamkeits-Apps, Glücksratgeber, Dankbarkeitstagebücher, positive Affirmationen, kognitive Umstrukturierung. Du musst nur deine Gedanken ändern, dann ändern sich deine Gefühle. Du musst nur deine Gefühle ändern, dann ändert sich dein Leben. Du musst nur dein Leben ändern, dann wirst du glücklich. Und wenn du nicht glücklich wirst, hast du deine Gedanken nicht genug geändert, deine Gefühle nicht genug kontrolliert, dein Leben nicht genug optimiert. Die Schuld liegt bei dir. Immer bei dir. Das ist die Tyrannei. Nicht die offene Gewalt des Verbots, sondern die sanfte, allgegenwärtige Gewalt des Gebots. Du musst glücklich

sein. Dein Unglück ist keine angemessene Reaktion auf eine kranke Welt, es ist ein Defekt, den du zu beheben hast. Deine Trauer ist kein Ausdruck von Verlust, sondern von ungenügender Verarbeitung. Deine Wut ist kein Zeichen von Ungerechtigkeit, sondern von mangelnder Impulskontrolle. Deine Verzweiflung ist kein Schrei nach Veränderung, sondern ein Symptom, das behandelt werden muss. Und während du damit beschäftigt bist, an dir selbst zu arbeiten, deine Gedanken zu überwachen, deine Gefühle zu regulieren, dein Glück zu optimieren, während du all das tust, bleibt die Welt, die dich krank macht, unangetastet. Die Arbeit, die dich erschöpft. Der Konsum, der dich leer zurücklässt. Die Politik, die dich entmündigt. Die Medien, die deine Aufmerksamkeit zerstückeln. Das alles bleibt, wie es ist. Aber du sollst es nicht mehr als schmerzhaft empfinden. Du sollst trotzdem glücklich sein. Das ist die Botschaft. Und wenn du es nicht bist, bist du das Problem. Der Imperativ des Glücks ist die jüngste und raffinierteste Antwort der Zivilisation auf die Ur-Trennung. Wo der Stamm einst den Einzelnen trug, sodass er sein Glück nicht suchen musste, weil es im gemeinsamen Leben aufgehoben war, da muss der vereinzelte Mensch nun das Glück in sich selbst finden, und scheitert an dieser unmöglichen Aufgabe. Dieses Scheitern nennt der Imperativ dann: deine Schuld. Der Imperativ des Glücks ist die perfekte Waffe der Ablenkungsmaschine. Er verwandelt den Schmerz, der aus den Verhältnissen kommt, in eine private Pathologie. Er entpolitisiert das Leiden. Er macht aus dem Opfer einen Täter, der

an sich selbst scheitert. Er ist das letzte, feinste Rädchen im Getriebe: die Stimme, die dir sagt, dass das Gefängnis gar kein Gefängnis ist, sondern ein Garten, und dass du nur die falsche Brille aufhast, wenn du die Gitterstäbe siehst. Du stehst morgens im Badezimmer. Das Licht der Neonröhre ist grell und unbarmherzig. Du betrachtest dein Gesicht im Spiegel, die müden Augen, die fahle Haut, den Zug um den Mund, den du nicht bestimmen kannst. Am Spiegelrand klebt ein abblätternder Aufkleber, den du vor Monaten aus einer Zeitschrift gerissen hast, weil du dachtest, er würde dir helfen. "Lächle! Die Welt ist schön." Du versuchst zu lächeln. Das Gesicht im Spiegel verzieht sich zu einer Grimasse, die mehr nach Schmerz aussieht als nach Freude. Du hörst auf. Der Aufkleber löst sich an einer Ecke und rollt sich ein. Du drückst ihn nicht wieder fest. Du gehst zur Arbeit.

Die Medikalisierung des Leidens

Die Diagnose einer Krankheit setzt eine Vorstellung von Gesundheit voraus. Das war nicht immer so. In der Welt der Ur-Natur, die wir in Teil I als verlorenen Kontinent beschrieben haben, gab es keine "Krankheit" im modernen Sinne, und es gab keine "Gesundheit". Es gab den Hunger und die Sättigung, die Erschöpfung und die Erholung, die Wunde und die Heilung. Das Leiden war eingebettet in den Rhythmus des Lebens, es hatte einen Ort, eine Ursache und eine lösende Handlung. Der Jäger, der von der Jagd erschöpft war, ruhte am Feuer, und seine Erschöpfung war

nicht pathologisch, sondern angemessen. Die Mutter, die ihr Kind verlor, trauerte in den Armen der Stammesgenossen, und ihre Trauer war kein Defekt, sondern der Klebstoff der Gemeinschaft. Der Schmerz hatte einen Kontext, und dieser Kontext war das gemeinsame Leben selbst. Mit dem Bruch, mit der Ur-Trennung, riss dieser Kontext. Das Leiden verlor seinen eingebetteten Ort. Es wurde zu etwas, das dem Einzelnen widerfuhr, isoliert, unverstanden, ein Riss im Gewebe einer Welt, die keinen Sinn mehr für es bereithielt. Und von diesem Moment an begann eine lange, traurige Geschichte der fehlgeleiteten Leidensdeutungen, eine Geschichte von Gesellschaften, die den Schmerz ihrer Mitglieder nicht mehr ertrugen und ihn deshalb in immer neue, immer seltsamere Kategorien zwängten, um ihn erträglich zu machen, ohne seine Ursache zu verändern.

Im Mittelalter war der Schmerz dämonisch. Die Frau, die vor Verzweiflung schrie, war besessen, nicht von einer ungerechten Welt, sondern vom Teufel. Die Krämpfe, die aus unerträglicher Angst kamen, waren das Werk böser Geister, die ausgetrieben werden mussten. Die Melancholie, die den Menschen lähmte, war eine Sünde, ein moralisches Versagen, das nach Buße verlangte. In der frühen Neuzeit wurde der Schmerz hysterisch. Die Frau, die zusammenbrach unter der Last eines Lebens, das ihr nicht gehörte, deren Körper rebellierte gegen die Enge der bürgerlichen Ehe und die Gewalt des Patriarchen, sie wurde zur Hysterikerin erklärt, ihr Leib zum Schauplatz einer Krankheit, die in ihren weiblichen Organen wüten sollte, ihre

Verzweiflung zur theatralischen Inszenierung einer gestörten Seele. Die Sprache des Leidens wurde nicht verstanden, sondern übersetzt in die Sprache der herrschenden Ordnung, ob Dämon oder Vagabund, Sünde oder Hysterie. Die Moderne hat diesen Übersetzungsdrang nicht erfunden. Aber sie hat ihn perfektioniert. Sie hat die Sprache der Dämonen durch die Sprache der Diagnosen ersetzt, die Austreibung durch die Pille, den Exorzisten durch den Psychiater. Und sie hat eine neue, ungleich mächtigere Ordnung geschaffen, in deren Dienst diese Übersetzung steht: die Ordnung der Funktionsfähigkeit. Heute ist die bleierne Müdigkeit, die dich morgens nicht aus dem Bett kommen lässt, nicht mehr der natürliche Widerstand eines erschöpften Körpers gegen einen weiteren Tag im Hamsterrad, sie ist das Symptom einer "Major Depression", die behandelt werden muss. Die nagende Unruhe, die dich abends wach hält, während du die Decke anstarrst und nicht weißt, wovor du eigentlich Angst hast, sie ist kein existenzielles Grundgefühl mehr, sondern eine "Angststörung", für die es Medikamente gibt. Die innere Leere, die sich nach Jahren der sinnentleerten Arbeit, des stumpfen Konsums, der digitalen Zerstreuung in dir ausgebreitet hat, sie ist kein Zeichen dafür, dass dein Leben dir nicht gehört, sondern eine "Anhedonie", ein Symptom, das auf einem Fragebogen angekreuzt werden kann.

Der Unterschied zu den früheren Verkennungen ist nicht, dass die heutige falsch wäre und die früheren wahr gewesen wären. Sie alle waren falsch, jede auf ihre Weise, jede im Dienst ihrer jeweiligen Ordnung. Der Unterschied ist, dass

die heutige Verknennung effizienter ist als alle früheren. Sie hat den Schmerz nicht nur umgedeutet, sondern ihn in ein technisches Problem verwandelt, für das es eine technische Lösung gibt. Und diese Lösung dient nicht dem Leidenden, sie dient dem System, das ihn braucht, um zu funktionieren. Die Pharmaindustrie ist der wirtschaftliche Arm dieser Logik. Sie hat kein Interesse daran, dich zu heilen, sie hat ein Interesse daran, dich als Kunden zu behalten. Ein geheilter Patient ist ein verlorener Kunde. Ein chronisch Leidender, dessen Symptome so weit gelindert sind, dass er funktionieren kann, aber nicht so weit, dass er die Medikamente absetzen könnte, das ist der ideale Kunde. Die Antidepressiva, die Angstlöser, die Schlafmittel, die Stimmungsstabilisatoren, sie alle versprechen nicht Heilung, sondern Verwaltung. Sie machen dich nicht gesund. Sie machen dich funktionsfähig. Sie sind der Treibstoff, der die Maschine am Laufen hält, indem er die Teile geschmeidig hält, die sonst quietschen und klemmen und irgendwann zerbrechen würden. Die therapeutische Industrie ist der geistige Arm derselben Logik. Die kognitive Verhaltenstherapie lehrt dich, deine "dysfunktionalen Gedanken" zu identifizieren und durch "funktionale" zu ersetzen. Der Gedanke "Meine Arbeit ist sinnlos" ist dysfunktional, er macht dich unglücklich und mindert deine Leistungsfähigkeit. Der Gedanke "Ich kann aus jeder Situation das Beste machen" ist funktional, er macht dich zufriedener und produktiver. Ob der erste Gedanke wahr ist und der zweite falsch, spielt keine Rolle.

Es geht nicht um Wahrheit. Es geht um Funktionsfähigkeit. Die Therapie fragt nicht, ob deine Arbeit tatsächlich sinnlos ist. Sie fragt nur, wie du trotzdem weitermachen kannst, ohne zusammenzubrechen.

Das ist die stille Komplizenschaft der Medikalisierung mit der Ablenkungsmaschine. Sie nimmt dir die Fähigkeit, zwischen dem Schmerz, der aus dir kommt, und dem Schmerz, der aus den Verhältnissen kommt, zu unterscheiden. Sie erklärt jeden Schmerz zu einem Problem der Psyche, das in der Psyche gelöst werden muss. Dein Leid ist nicht die angemessene Reaktion auf eine kranke Welt, es ist die unangemessene Reaktion deines kranken Gehirns auf eine gesunde Welt. Die Welt muss nicht verändert werden. Du musst verändert werden. Oder zumindest deine Neurochemie. Die bitterste Pointe dieser Entwicklung ist, dass sie den Leidenden doppelt enteignet. Erst enteignet sie ihn der Sprache, mit der er sein Leid benennen könnte. Er kann nicht mehr sagen: "Ich bin verzweifelt, weil mein Leben leer ist." Er muss sagen: "Ich habe eine depressive Episode." Er kann nicht mehr sagen: "Ich habe Angst, weil die Zukunft bedrohlich ist." Er muss sagen: "Ich leide an einer generalisierten Angststörung." Die Diagnose ersetzt die Erzählung. Der Code ersetzt den Kontext. Das Leid wird aus seiner Geschichte gerissen und in eine Kategorie gesteckt, die nichts mehr mit der Welt zu tun hat, in der es entstanden ist. Und zweitens enteignet sie ihn der Möglichkeit, sein Leid als das zu begreifen, was es auch sein könnte: ein Signal. Ein Alarmsignal, das ihm sagt, dass et-

was nicht stimmt. Dass die Arbeit, die er tut, ihn zerstört. Dass die Beziehungen, die er führt, ihn aushöhlen. Dass die Welt, in der er lebt, nicht für ihn gemacht ist. Die Medikalisierung schaltet dieses Alarmsignal stumm. Sie macht den Schmerz erträglich, ohne seine Ursache zu beseitigen. Sie ist das Schmerzmittel, das das Warnlicht auf dem Armaturenbrett überklebt, damit der Fahrer nicht bemerkt, dass der Motor brennt. Und das ist ihr Zweck. Der Einzelne soll nicht aufbegehren. Er soll nicht die Arbeit verweigern, die ihn erschöpft, die Konsumlogik durchschauen, die ihn leer zurücklässt, die Politik in Frage stellen, die ihn entmündigt. Er soll stattdessen zum Arzt gehen, seine Diagnose bekommen, seine Pille schlucken und weitermachen, funktionsfähig, ruhiggestellt, betäubt. Ein Wartungsdienst für die Maschine, kein Rebell gegen sie.

Es gibt eine noch tiefere, fast metaphysische Dimension dieser Enteignung. Indem die Medikalisierung den Schmerz zu einem technischen Problem macht, das durch technische Mittel gelöst werden kann, raubt sie dem Leiden seine existenzielle Würde. Die Trauer um einen geliebten Menschen, die Verzweiflung über die eigene Endlichkeit, die Angst vor der Sinnlosigkeit, das sind keine Fehlfunktionen, die behoben werden müssen. Sie sind der Preis der Menschlichkeit. Sie sind das Echo der Ur-Trennung in der Seele des Einzelnen. Sie sind der Beweis, dass der Mensch noch nicht vollständig zur Maschine geworden ist, dass er noch spürt, dass etwas fehlt, dass etwas nicht stimmt. Die Medikalisierung will diesen Spürsinn abstellen. Sie will den

Menschen so zurichten, dass er sich in der kranken Welt gesund fühlt, so wie ein Fisch, den man an verschmutztes Wasser gewöhnt hat, das saubere Wasser nicht mehr erträgt. Der medikalisierte Mensch ist der perfekte Bewohner der Ablenkungsmaschine: Er spürt die Gitterstäbe nicht mehr, weil die Pillen die Nerven betäubt haben, mit denen er sie hätte ertasten können. Er ist wach genug, um zu funktionieren, und taub genug, um nicht zu schreien. Du sitzt im Wartezimmer. Die Stühle sind bequem, die Zeitschriften auf dem Tisch sind alt, die Luft riecht nach Desinfektionsmittel und Geduld. Dein Name wird aufgerufen. Du gehst in das Sprechzimmer, setzt dich auf den Stuhl gegenüber dem Arzt. Er fragt dich, wie es dir geht. Du sagst, dass du müde bist, dass du nachts wach liegst, dass du morgens nicht aufstehen willst, dass du das Gefühl hast, dass etwas fehlt, aber du kannst nicht sagen, was. Er nickt. Er hat das schon oft gehört. Er schreibt dir eine Pille auf. Du nimmst das Rezept, bedankst dich, gehst nach Hause. Die Pille ist rund und weiß. Du schluckst sie mit einem Glas Wasser. Nach ein paar Wochen fühlst du dich besser. Weniger müde. Weniger traurig. Weniger hungrig nach etwas, das du nicht benennen kannst. Die Pille hat die Frage abgeschaltet, die dich nachts wach hielt. Du funktionierst wieder. Du fragst dich nicht mehr, was gefehlt hat. Du fragst dich nicht mehr, ob es je wiederkommt. Du fragst dich gar nichts mehr.

Die Ächtung der Klage

Du hast es als Kind gelernt, ohne dass jemand es dir beibringen musste. Es war die stumme Lektion der ersten Enttäuschungen. Du hattest geweint, weil dir etwas weggenommen wurde, und jemand sagte: "Stell dich nicht so an." Du hattest dich beklagt, dass etwas wehtat, und jemand sagte: "Anderen geht es viel schlechter." Du hattest gefragt, warum etwas ungerecht war, und jemand sagte: "So ist das eben." Die Klage wurde dir nicht verboten, sie wurde dir aberkannt. Du durftest den Mund öffnen, aber die Worte, die herauskamen, wurden nicht als das gehört, was sie waren: der Ausdruck eines Schmerzes. Sie wurden umgedeutet, noch bevor sie den anderen erreichten. Sie wurden zu Zeichen von Schwäche, von Undankbarkeit, von mangelnder Reife. Die Klage war nicht verboten. Sie war nutzlos. Und was nutzlos ist, verstummt mit der Zeit von selbst. Jetzt bist du erwachsen. Du hast einen Beruf, eine Wohnung, eine Krankenversicherung. Du hast gelernt, die Klage herunterzuschlucken wie eine bittere Pille. Du sitzt mit Freunden beim Abendessen, und jemand fragt, wie es dir geht, und du sagst: "Gut." Du sagst es, auch wenn du erschöpft bist von der Arbeit, die keinen Sinn ergibt. Du sagst es, auch wenn du nachts wach liegst und nicht weißt, wovor du eigentlich Angst hast. Du sagst es, auch wenn du das Gefühl hast, dass dein Leben an dir vorbeizieht, während du damit beschäftigt bist, es zu verwalten. Du sagst: "Gut." Die Klage ist in dir, aber sie hat keine Worte mehr. Sie hat sich in ein dif-

fuses Unbehagen verwandelt, in eine Müdigkeit, die keinen Namen hat, in einen Druck auf der Brust, den du nicht zuordnen kannst. Du hast vergessen, wie man klagt. Du hast nur gelernt, wie man funktioniert.

Die Ächtung der Klage ist die dritte Säule der Tyrannei der Positivität, nach dem Imperativ des Glücks und der Medikalisierung des Leidens. Aber sie ist älter als beide. Sie ist der archaische Kern, aus dem die anderen erwachsen sind. Bevor man dir befahl, glücklich zu sein, musste man dir erst das Recht nehmen, unglücklich zu sein. Bevor man deinen Schmerz zu einer Krankheit erklärte, musste man ihn erst zum Verstummen bringen. Die Klage ist die ursprüngliche Reaktion auf das Unrecht, auf den Verlust, auf den Schmerz. Sie ist der erste Schrei des Verwundeten, das erste Wort des Unterdrückten, der erste Laut des Trauernden. Sie ist so alt wie die Menschheit, und sie war immer der Feind der Mächtigen. Denn wer klagt, zeigt an, dass etwas nicht in Ordnung ist. Wer klagt, stellt die Ordnung in Frage. Wer klagt, verlangt Veränderung. Also musste die Klage geächtet werden. Nicht durch ein explizites Verbot, das wäre zu offensichtlich, zu sehr nach Zensur, zu sehr nach dem, was die Mächtigen nicht sein wollen. Sondern durch eine schleichende, alltägliche Entwertung. Du kennst die Wörter, mit denen die Klage zum Schweigen gebracht wird. "Jammerlappen." "Weichei." "Nörgler." "Ewiger Pessimist." "Der hat schon wieder was zu meckern." Die Klage wird nicht widerlegt, sie wird lächerlich gemacht. Sie wird nicht als berechtigter Ausdruck eines Leidens anerkannt, sie wird

als Charakterschwäche gebrandmarkt. Der Klagende ist nicht der, der Unrecht erleidet. Er ist der, der zu schwach ist, es zu ertragen. Er ist nicht das Opfer. Er ist der Täter, an sich selbst, an seiner eigenen miesen Laune, an der guten Stimmung der anderen, die er mit seinem Gejammer verdirbt. Diese Umkehrung ist das Geniale an der Ächtung der Klage. Sie macht den Klagenden zum Schuldigen, noch bevor er den Mund aufgemacht hat. Der Schmerz, den er äußert, wird ihm nicht geglaubt, oder schlimmer: Er wird ihm vorgeworfen. "Du willst doch nur Aufmerksamkeit." "Du gefällst dich in der Opferrolle." "Du musst nur positiv denken, dann geht es dir besser." Die Klage wird zum Beweis für den Charakterfehler des Klagenden, nicht für den Weltfehler, der sie ausgelöst hat. Der Schmerz wird privatisiert. Die Ursache bleibt unangetastet. Und die Klagenden selbst beginnen, an sich zu zweifeln. "Vielleicht bin ich wirklich zu empfindlich." "Vielleicht sollte ich dankbarer sein." "Vielleicht geht es mir ja gar nicht so schlecht." Die Ächtung der Klage frisst sich in die Seele des Leidenden und vergiftet seine letzte Gewissheit: dass sein Schmerz real ist. Er lernt, sich selbst nicht mehr zu glauben. Er lernt, seinen eigenen Schmerz zu verachten. Er wird zum Komplizen seiner eigenen Unterdrückung, der perfekte Gefangene, der seine Fesseln für Schmuck hält und die Wunde für eine Einbildung.

Die Funktion dieser Ächtung für die Ablenkungsmaschine liegt auf der Hand. Stellen wir uns eine Welt vor, in der die Klage noch erlaubt wäre. In der jeder Erschöpfte sagen würde: "Diese Arbeit bringt mich um." In der jeder Ausgebeutete sagen würde: "Dieser Lohn ist ein Hohn." In der jeder Einsame sagen würde: "Ich erfriere in dieser Gesellschaft." In der jeder Trauernde sagen würde: "Ich finde keinen Sinn mehr." Die Klage wäre ansteckend. Aus den einzelnen Stimmen würde ein Chor. Aus dem Chor würde eine Anklage. Aus der Anklage würde eine Forderung. Aus der Forderung würde vielleicht eine Veränderung. Das darf nicht geschehen. Also wird die Klage geächtet. Der Chor soll nicht entstehen. Die Stimmen sollen vereinzelt bleiben, jede für sich, jede mit dem Gefühl, dass mit ihr etwas nicht stimmt, dass nur sie so empfindet, dass die anderen doch alle zurechtkommen und glücklich sind und keine Klage brauchen. Man hat dir gesagt, dass Klagen nichts bringt. Dass es die Dinge nur schlimmer macht. Dass man die Energie lieber in Lösungen stecken soll. Aber die Klage ist nicht die Verweigerung der Lösung, sie ist der erste Schritt zu ihr. Bevor du etwas ändern kannst, musst du es benennen. Bevor du dich wehren kannst, musst du spüren, dass dir wehgetan wird. Bevor du kämpfen kannst, musst du schreien dürfen. Die Klage ist der Anfang der Rebellion. Und genau deshalb wird sie verboten, nicht durch Paragraphen, sondern durch Blicke, durch Floskeln, durch das tausendfache, tägliche Signal: "Dein Schmerz ist nicht willkommen. Behalte ihn für dich." Es gab eine Zeit, da war die

Klage ein gemeinsames Ritual. In der Welt der Ur-Natur, die wir in Teil I beschrieben haben, wurde der Schmerz nicht privatisiert. Der Jäger, der von der Jagd erfolglos zurückkehrte, klagte nicht allein, seine Erschöpfung war sichtbar für den ganzen Stamm, und der Stamm trug sie mit, indem er teilte, was da war. Die Mutter, die ihr Kind verlor, klagte nicht stumm in ihrer Hütte, ihre Tränen waren das Signal für die anderen, sich um sie zu versammeln, ihre Hand zu halten, ihre Klage zur gemeinsamen Klage zu machen. Die Klage war nicht die Ausnahme, sie war der soziale Kitt. Sie versicherte den Leidenden, dass sie nicht allein waren. Sie versicherte der Gemeinschaft, dass das Leid geteilt wurde, bevor es vergiftete. Die Klage war das Frühwarnsystem des Stammes, der Schrei, der sagte: "Etwas stimmt nicht. Helft." Die Moderne hat dieses Frühwarnsystem stillgelegt. Sie hat die Klage aus dem öffentlichen Raum verbannt, aus den Gesprächen, aus den Gesichtern. Du darfst nicht mehr sagen, dass etwas nicht stimmt. Du darfst nicht mehr zeigen, dass du leidest. Du darfst nur noch lächeln, funktionieren, die Zähne zusammenbeißen und weitermachen. Danke sagen für das, was du hast, und schweigen über das, was dir fehlt. Das ist die Ächtung der Klage: das letzte, feinste Instrument der Tyrannei, die nicht mit Peitschen herrscht, sondern mit dem Entzug von Mitgefühl. Sie macht dich nicht nur stumm, sie macht dich dankbar für die Stummheit. Sie macht dich nicht nur ein-

sam, sie macht dich stolz darauf, es allein zu schaffen. Sie macht dich zum perfekten Opfer: eines, das seine Wunden verbirgt und sich für gesund hält, während es innerlich verblutet.

Du sitzt in der U-Bahn. Gegenüber von dir sitzt eine alte Frau mit müden Augen und einem Gesicht, das von Falten durchzogen ist wie eine Landkarte von einem langen, harten Leben. Sie sieht dich an, und für einen Moment habt ihr Blickkontakt. Du spürst, dass sie etwas sagen will. Vielleicht will sie klagen, über die Jugend, die nicht mehr so ist wie früher, über die Kälte der Stadt, über den Schmerz in ihren Gelenken, über die Einsamkeit, die sie umgibt wie einen unsichtbaren Mantel. Aber sie sagt nichts. Sie wendet den Blick ab und starrt aus dem Fenster, obwohl es nur Dunkelheit zeigt und das Spiegelbild ihres eigenen, stummen Gesichts. Du steigst aus. Der Zug fährt weiter. Die Klage, die nie ausgesprochen wurde, bleibt in der Luft hängen, unsichtbar, unhörbar, als wäre sie nie gewesen. Ein Tier im Zoo, das sich selbst verletzt, wird behandelt. Seine Verhaltensstörung wird als Symptom der Gefangenschaft erkannt. Ein Mensch, der seine Zoochosis zeigt, der trauert, wütend ist, sich leer fühlt, wird pathologisiert. Seine Klage wird nicht als Symptom der Gefangenschaft erkannt, sondern als persönliches Versagen. Die Tyrannei der Positivität ist die Leugnung der Gefangenschaft. Sie sagt: Du darfst nicht leiden, denn wenn du leidest, müsstest du erkennen, dass du gefangen bist. Also verbietet sie das Leiden. Sie verbietet die Trauer, die Wut, die Verzweiflung, nicht weil

sie grausam wäre, sondern weil sie die Wahrheit nicht erträgt. Der gefangene Mensch, der nicht klagen darf, wird zum stillen Gefangenen. Er lächelt, während er leidet. Er funktioniert, während er zerbricht. Und die Gesellschaft applaudiert seiner Stärke, während sie ihn in seinem Käfig hält.

Die Dankbarkeitsfalle

Du kennst die Übung. Du hast sie selbst gemacht, vielleicht auf Anraten eines Ratgebers, einer Freundin, einer App, die dir jeden Abend eine sanfte Erinnerung auf den Bildschirm schickt. Drei Dinge, für die du heute dankbar bist. Du setzt dich hin, am Ende eines Tages, der dich ausgelaugt hat wie ein Schwamm, der zu lange in schmutzigem Wasser lag. Du denkst nach. Die Heizung funktioniert. Das Essen war genießbar. Du hast keine Schmerzen. Du schreibst die drei Dinge auf, und während du sie aufschreibst, spürst du, wie etwas in dir sich zusammenzieht, nicht die Wärme der Dankbarkeit, sondern ein leiser, kaum eingestandener Zorn. Du willst nicht dankbar sein für die Heizung. Du willst, dass dein Leben mehr ist als das Funktionieren der Heizung. Aber das darfst du nicht sagen. Das wäre undankbar. Die Dankbarkeitsfalle ist das vierte Instrument der Tyrannei der Positivität, und sie ist das heimtückischste, weil sie sich als Tugend tarnt. Wer wollte gegen Dankbarkeit sein? Dankbarkeit ist warm, sie ist menschlich, sie ist das Gegenteil von Gier und Anspruch und nie zufriedener Nörgelei. Die Dankbarkeit, von der die alten Philosophien sprachen, war

die freie, ungezwungene Anerkennung dessen, was einem gegeben wurde, ohne Berechnung, ohne Pflicht, ohne Hintergedanken. Sie war ein Geschenk des Herzens, das man dem Geber machte, nicht eine Übung, die man sich selbst auferlegte. Die moderne Dankbarkeit ist das genaue Gegenteil. Sie ist nicht frei, sie wird befohlen. Sie ist nicht ungezwungen, sie wird trainiert. Sie ist keine Anerkennung des Guten, sie ist die Verleugnung des Schlechten. Du sollst nicht dankbar sein, weil du etwas empfangen hast, das dich wirklich erfüllt. Du sollst dankbar sein, damit du aufhörst, nach dem zu fragen, was fehlt. Die Dankbarkeit, die dir heute abverlangt wird, ist keine Tugend. Sie ist eine Disziplinar Technik. Sie ist der Imperativ, mit dem, was du hast, zufrieden zu sein, und über das zu schweigen, was dir genommen wurde. War die Ächtung der Klage das Verbot zu sagen, was wehtut, so ist die Dankbarkeitsfalle der Befehl zu sagen, was nicht wehtut. Das eine knebelt den Schmerz. Das andere schminkt ihn. Beide arbeiten zusammen, und jede für sich ist schon schlimm genug; vereint aber bilden sie eine Mauer, durch die kein Laut des Leidens mehr dringt.

Die Logik ist so einfach wie brutal: Wenn du dankbar bist für das, was du hast, kannst du nicht gleichzeitig wütend sein über das, was du nicht hast. Wenn du jeden Abend drei Dinge aufschreibst, für die du dankbar bist, hast du keine Zeit, die drei Dinge aufzuschreiben, über die du verzweifelt bist. Die Dankbarkeit besetzt den Raum, in dem die Klage wohnen könnte. Sie überschreibt den Schmerz mit einer

dünnen Schicht aus Wohlgefühl, unter der die Wunde weiter eitert, unsichtbar, unbehandelt, unausgesprochen. Die Dankbarkeitsfalle ist die perfekte Komplizin der Ablenkungsmaschine, weil sie den Mangel, den diese Maschine produziert, in einen Vorzug umdeutet. Du arbeitest in einem Job, der dich nicht erfüllt, der dir keine Sicherheit gibt, der deine Gesundheit frisst, aber sei dankbar, dass du überhaupt einen Job hast. Du wohnst in einer Wohnung, die zu klein ist, in einer Stadt, die zu laut ist, in einer Nachbarschaft, in der du niemanden kennst, aber sei dankbar, dass du ein Dach über dem Kopf hast. Du lebst in einer Gesellschaft, die dich vereinzelt, die dich krank macht, die dir die Zeit und die Kraft und die Sehnsucht raubt, aber sei dankbar, dass du in Frieden lebst, dass du genug zu essen hast, dass es dir besser geht als den Menschen in den Kriegsgebieten oder den Slums dieser Welt. Der Vergleich mit den noch Ärmeren, den noch Krankeren, den noch Elenderen ist die schärfste Waffe der Dankbarkeitsfalle. Er macht aus dem relativen Wohlstand einen absoluten Anspruch auf Zufriedenheit. Er nimmt dir das Recht, deinen Schmerz zu fühlen, indem er ihn gegen das Leid der anderen aufwiegt und für zu leicht befindet. "Anderen geht es viel schlechter", das ist der Satz, der die Klage erstickt, bevor sie den Mund erreicht. Er sagt nicht: Dein Schmerz ist nicht real. Er sagt etwas viel Perfideres: Dein Schmerz ist nicht legitim. Du hast kein Recht auf ihn. Du solltest dich schämen, ihn zu fühlen, während andere wirklich leiden. Diese Verschiebung ist entscheidend. Der Schmerz wird nicht geleugnet, das wäre zu of-

fensichtlich, das würde der eigenen Wahrnehmung zu sehr widersprechen. Er wird delegitimiert. Er wird zu einem Ausdruck von Undankbarkeit erklärt, von mangelnder Demut, von fehlendem Bewusstsein für die eigenen Privilegien. Der Leidende soll sich nicht nur schlecht fühlen wegen seines Leidens, er soll sich auch noch schuldig fühlen, dass er leidet. Die Schuld ist das perfekte Betäubungsmittel: Sie lenkt den Blick nach innen, auf die eigene moralische Unzulänglichkeit, und weg von den Verhältnissen, die das Leid produzieren.

Die spirituelle Tradition, aus der die Dankbarkeitspraxis stammt, war einmal etwas anderes. In den alten Philosophien, bei den Stoikern, bei den Buddhisten, war die Dankbarkeit keine Aufforderung, sich mit dem Unrecht abzufinden. Sie war eine Übung, die den Blick auf das Wesentliche lenken sollte, auf das, was dem Zugriff der Welt entzogen ist, die eigene Seele, die Tugend, die Fähigkeit, das Gute zu erkennen und zu tun. Sie war keine Entpolitisierung des Leidens, sondern eine Verinnerlichung der Freiheit. Der Stoiker, der dankbar war für das Wenige, das er hatte, tat das nicht, um die Ungerechtigkeit der Welt zu ertragen, er tat es, um sich von der Welt unabhängig zu machen, um ihre Güter nicht zu begehren, um ihre Übel nicht zu fürchten. Seine Dankbarkeit war ein Akt der Souveränität. Die moderne Dankbarkeitsindustrie hat diese Tradition geplündert und pervertiert. Sie hat die spirituelle Übung von ihrem ethischen Kern getrennt und sie zu einer Feel-Good-Technik degradiert, die den Menschen nicht

souveräner macht, sondern abhängiger. Nicht unabhängig von der Welt, sondern gefügig in ihr. Du sollst nicht lernen, das Wenige zu schätzen, um das Viele nicht zu brauchen. Du sollst lernen, das Wenige zu schätzen, damit du nicht nach dem Vielen fragst, das dir zusteht. Die Dankbarkeit, die dir heute beigebracht wird, ist die Dankbarkeit des Knechts, der froh ist, dass sein Herr ihn nicht geschlagen hat, nicht die Dankbarkeit des Freien, der weiß, dass er keinem Herrn gehört. Und der tiefste, der schmerzhafteste Aspekt der Dankbarkeitsfalle ist dieser: Sie raubt dir den Zorn. Sie nimmt dir die Fähigkeit, über das Unrecht, das dir widerfährt, in Wut zu geraten. Aber der Zorn ist die Schwester der Klage, und ohne ihn gibt es keine Veränderung. Bevor du etwas ändern kannst, musst du spüren, dass es falsch ist. Bevor du kämpfen kannst, musst du zornig sein. Die Dankbarkeitsfalle verhindert diesen Zorn, indem sie ihn durch ein warmes, wohliges Gefühl der Zufriedenheit ersetzt. Sie ist das Opiat der Positivität, sie betäubt den Schmerz, ohne die Wunde zu heilen, und sie macht süchtig nach der nächsten Dosis, den nächsten drei Dingen, für die du dankbar bist, damit du den Zorn nicht spüren musst, der unter der Oberfläche brodelt. Du greifst zu deinem Smartphone und öffnest die App, die dich jeden Abend an deine Dankbarkeitsübung erinnert. Das kleine Glockensymbol leuchtet auf. "Drei Dinge, für die du heute dankbar bist", flüstert der Bildschirm in sanftem Blau. Du tippst: "Der Bus war pünktlich. Der Kaffee war heiß. Mein Chef hat heute nicht geschrien." Es ist nicht einmal gelogen. Du drückst

auf "Speichern". Die App lobt dich mit einem animierten Sonnenstrahl. Du legst das Telefon weg. Die Sonne verblasst, und mit ihr das Gefühl, dass irgendetwas an diesem Ritual richtig war.

Die Selbstoptimierung als Flucht

Wir stehen auf dem Laufband. Nicht du allein, wir alle. Eine ganze Generation, eine ganze Gesellschaft, aufgereiht in endlosen Reihen, das Gesicht nach vorn gerichtet, die Beine in Bewegung. Das Laufband ist mit schwarzem Gummi bespannt, unter unseren Füßen dreht es sich unablässig, angetrieben von einem Motor, den niemand von uns je gesehen hat. Wir hören ihn nur als ein leises, tiefes Summen, das in den Knochen vibriert und uns sagt, dass wir nicht stehen bleiben dürfen. Die Laufbänder sind nicht alle gleich. Manche laufen steil bergauf, die Neigung so stark, dass die Waden brennen und der Schweiß in die Augen läuft, das sind die, die von unten kommen, die sich hocharbeiten, die jeden Tag gegen die Schwerkraft kämpfen. Andere Laufbänder sind flacher, die Geschwindigkeit moderater, das sind die, die schon weiter oben gestartet sind, die das Rennen mit einem Vorsprung begannen, den sie für ihre eigene Leistung halten. Aber laufen müssen sie alle. Stillstand ist nicht vorgesehen. Wer stehen bleibt, wird vom Band getragen, unweigerlich, unaufhaltsam, nach hinten, wo die Türen sind, durch die man hinausfällt und nicht mehr zurückkommt. An den Griffen der Laufbänder hängen kleine Bildschirme. Sie zeigen uns Zahlen. Herzfrequenz. Schritt-

frequenz. Kalorienverbrauch. Schlafqualität der letzten Nacht. Produktivität des letzten Tages. Stimmungskurve der letzten Woche. Die Zahlen sind farbig unterlegt, grün, wenn sie im Zielbereich liegen, rot, wenn sie abweichen. Wir starren auf diese Zahlen, während wir laufen. Sie sind unser Trost und unsere Anklage. Sie sagen uns, dass wir uns anstrengen, dass wir vorankommen, dass wir besser werden. Und sie sagen uns, dass es nicht genug ist. Dass die Kurve noch steiler sein könnte. Dass die Herzfrequenz noch niedriger, die Schrittfrequenz noch höher, der Kalorienverbrauch noch effizienter sein könnte. Dass die grüne Zone zwar erreicht, aber die Spitze der grünen Zone noch nicht erklommen ist. Wir nennen das Selbstoptimierung. Wir nennen es, an uns zu arbeiten. Wir nennen es, die beste Version unserer selbst zu werden. Und wir glauben, dass wir das für uns tun, für unsere Gesundheit, unser Glück, unsere Erfüllung. Aber in Wahrheit tun wir es für das Band. Wir tun es, damit das Band weiterläuft, ohne zu stocken, ohne zu quietschen, ohne dass einer von uns aus dem Takt gerät und die ganze Reihe ins Stolpern bringt.

Die Selbstoptimierung ist das fünfte Instrument der Tyrannei der Positivität, aber sie ist mehr als das, sie ist die logische Konsequenz aller vorherigen. Der Imperativ des Glücks hat uns gesagt, dass wir glücklich sein müssen. Die Medikalisierung hat uns gesagt, dass unser Leid eine behandelbare Störung ist. Die Ächtung der Klage hat uns das Recht genommen, den Schmerz beim Namen zu nennen. Die Dankbarkeitsfalle hat uns befohlen, für das Wenige

dankbar zu sein, das wir haben. Und jetzt, nach all dem, bleibt nur noch eine Frage: Was tun wir mit dem Schmerz, der trotzdem bleibt? Mit der Leere, die keine Pille füllt? Mit der Wut, die kein Tagebuch beschwichtigt? Die Antwort der Selbstoptimierung lautet: Wir arbeiten an uns selbst. Wir machen den Schmerz zu einem Projekt. Wir verwandeln die Leere in eine To-Do-Liste. Wir übersetzen die Wut in Trainingsdisziplin. Wir nehmen den ganzen unerträglichen, unaussprechlichen Rest des Lebens und gießen ihn in die Form einer Aufgabe, die gelöst werden kann. Sechs Kilo abnehmen. Zehntausend Schritte am Tag. Acht Stunden Schlaf mit optimaler Tiefschlafphase. Dreißig Minuten Meditation vor dem Frühstück. Fünfzig Seiten Fachlektüre pro Woche. Zwei Netzwerktreffen im Monat. Ein neues Hobby pro Quartal. Ein besserer Mensch pro Jahr. Das ist die Flucht, von der dieses Kapitel spricht. Es ist keine Flucht vor dem Schmerz, es ist eine Flucht in den Schmerz, aber einen Schmerz, den wir selbst gewählt haben. Der Muskelkater nach dem Training ist ein Schmerz, der einen Sinn ergibt. Die Erschöpfung nach der produktiven Woche ist eine Erschöpfung, auf die wir stolz sein können. Die Zahlen auf dem Bildschirm sind Zahlen, die wir verstehen. Sie lügen nicht, sie enttäuschen nicht, sie lassen sich verbessern. Und darin liegt ihr Zauber: Sie lenken uns ab von dem Schmerz, den wir nicht verstehen, der keinen Sinn ergibt,

der sich nicht in Zahlen messen lässt. Dem Schmerz der Urtrennung. Dem Schmerz, in einer Welt zu leben, die nicht für uns gemacht ist. Dem Schmerz, dass etwas fehlt, ohne dass wir sagen könnten, was.

Die Selbstoptimierung verspricht uns, dass wir dieses fehlende Etwas in uns selbst finden können. Dass wir nur tief genug graben, hart genug arbeiten, diszipliniert genug sein müssen, dann wird der Mangel verschwinden. Dann werden wir endlich genug sein. Das ist die große Lüge, die sie mit den anderen Befehlen der Positivität teilt: dass das Problem in uns liegt. Dass die Welt in Ordnung ist und nur wir nicht in Ordnung sind. Dass die Arbeit, die uns erschöpft, der Konsum, der uns leer zurücklässt, die Vereinsamung, die uns erfrieren lässt, dass all das nicht die Ursache unseres Leidens ist, sondern nur der Rahmen, in dem wir uns bewähren müssen. Und so laufen wir. Wir optimieren unseren Schlaf, um am nächsten Morgen fit zu sein für die Arbeit, die uns den Schlaf raubt. Wir optimieren unsere Ernährung, um genug Energie zu haben für die Freizeit, die wir mit Konsum verbringen, der uns die Energie raubt. Wir optimieren unsere Produktivität, um noch mehr zu schaffen von dem, was uns das Gefühl gibt, nichts geschafft zu haben. Wir optimieren unsere Beziehungen, um noch bessere Partner, Freunde, Eltern zu sein, und merken nicht, dass wir keine Zeit mehr haben für die Be-

ziehungen, die wir optimieren, weil die Optimierung selbst alle Zeit frisst. Die Selbstoptimierung ist das Hamsterrad, das sich schneller dreht, je schneller wir laufen. Und wir nennen das Freiheit.

Die alten Philosophien kannten die Arbeit an sich selbst auch. Aber sie meinten etwas anderes. Der Stoiker, der an seiner Gelassenheit arbeitete, tat das nicht, um besser zu funktionieren, er tat es, um weniger abhängig zu sein von den Dingen, die ihn knechteten. Der Buddhist, der an seinem Geist arbeitete, tat das nicht, um produktiver zu sein, er tat es, um zu erkennen, dass das Ich, das so verzweifelt an sich arbeitet, selbst eine Illusion ist. Die Arbeit an sich selbst war ein Weg zur Freiheit von den Zwängen der Welt. Die moderne Selbstoptimierung ist das genaue Gegenteil: Sie ist ein Weg zur perfekten Anpassung an die Zwänge der Welt. Sie macht uns nicht freier. Sie macht uns funktionaler. Sie macht uns nicht weiser. Sie macht uns effizienter. Sie macht uns nicht zu besseren Menschen. Sie macht uns zu besseren Rädchen. Und der tiefste Verlust, den die Selbstoptimierung uns zufügt, ist der Verlust der Fähigkeit, einfach zu sein. Nicht zu werden. Nicht zu verbessern. Nicht zu optimieren. Sondern einfach zu sein, mit all dem Unfertigen, dem Unvollkommenen, dem Widersprüchlichen, das zum Leben gehört. Die Selbstoptimierung duldet kein Unfertiges. Sie duldet keine Pause, keinen Leerlauf, keinen zweckfreien Moment. Jede Minute, die nicht der Verbesserung dient, ist eine verlorene Minute. Jede Stunde, die nicht in eine messbare Steigerung mündet, ist eine Stunde,

die wir uns später vorwerfen werden. Und so verschwindet das Leben in der Vorbereitung auf das Leben. Wir laufen, um fit zu sein für eine Zukunft, die nie kommt, weil wir, wenn sie käme, sofort eine neue Stufe finden würden, die noch nicht erklommen ist, eine neue Zahl, die noch nicht grün leuchtet, ein neues Projekt, das noch nicht begonnen hat. Das Laufband summt. Wir schwitzen. Die Zahlen flackern. Irgendwo weit hinten, außerhalb der Halle, in der wir laufen, liegt eine Welt, die wir vergessen haben. Eine Welt, in der die Menschen nicht liefen, um besser zu werden, sondern gingen, um irgendwo anzukommen. Nicht schneller. Nicht effizienter. Einfach nur: unterwegs. Zusammen. Mit dem Rhythmus der eigenen Schritte, nicht dem Takt des Bandes. Wir können diese Welt nicht zurückholen. Aber wir können uns erinnern, dass es sie gab. Dass das Laufen auf dem Band nicht das Einzige ist, was ein Mensch mit seinen Beinen tun kann. Dass es ein Gehen gibt ohne Ziel, ein Stehen ohne Grund, ein Liegen ohne Produktivität. Dass der Körper mehr ist als eine Maschine, die optimiert werden muss. Dass er ein Wesen ist, das atmet, das fühlt, das schmerzt, das lebt, und dass er nicht besser wird, indem wir ihn verbessern, sondern indem wir ihm endlich erlauben, zu sein, was er ist: endlich. Unvollkommen. Lebendig. Das Band läuft weiter. Aber einer nach dem anderen hebt den Kopf. Die Zahlen flackern noch, doch der Blick geht jetzt

über die Bildschirme hinweg, durch die Fenster, die es in dieser Halle nicht gibt, hinaus in eine Nacht, die nichts verspricht und nichts verlangt. Nur Stille. Nur Raum. Nur das leise, unermüdliche Atmen der Welt.

Die Stille nach dem Lächeln

Es gab eine Zeit, da wussten die Menschen, was zu tun ist, wenn der Tod kam. Nicht weil sie weiser gewesen wären, sondern weil der Tod ein Teil des Lebens war, so selbstverständlich wie die Geburt und die Ernte und der Wechsel der Jahreszeiten. Wenn ein Kind starb, wusste die Mutter, dass sie weinen durfte, ein ganzes Leben lang. Sie weinte, wann immer der Schmerz sie überkam, und niemand sagte ihr, sie solle aufhören. Die Trauer war kein Problem, das gelöst werden musste. Sie war der Modus, in dem die Liebe weiterging, nachdem ihr Gegenstand verschwunden war. Diese Welt ist nicht mehr die unsere. Heute stehen wir auf Friedhöfen mit schwarzen Anzügen und schwarzen Handys in den Taschen, die unablässig summen und uns daran erinnern, dass das Leben weitergeht. Wir murmeln Sätze, die wir nicht meinen: "Mein Beileid", "Die Zeit heilt alle Wunden". Und wenn wir nach Hause gehen, sind wir erleichtert, nicht wegen des Toten, sondern weil wir die Trauer hinter uns gelassen haben, weil wir wieder in die Welt der Lebenden eintauchen können, wo der Tod nicht vorkommt. Die Tyrannei der Positivität hat den Tod nicht besiegt. Sie hat ihn nur sprachlos gemacht. Das ungeschriebene Gesetz über den Friedhöfen lautet: Du darfst

trauern, aber nicht zu lange. Du musst den Verlust spüren, aber gleichzeitig zeigen, dass du stark bist. Der Imperativ des Glücks flüstert dir zu, dass der Verstorbene sich wünschen würde, dass du wieder lächelst. Doch tiefer und zerstörerischer liegt die Verwandlung der Trauer in ein technisches Problem. Das Fünf-Phasen-Modell von Kübler-Ross, ursprünglich als Beobachtung an Sterbenden entwickelt, wurde zur normativen Schablone. Wer nicht in der vorgesehenen Zeit durchläuft, erhält die Diagnose "Anhaltende Trauerstörung". Die Liebe, die nach dem Tod weiterlebt, wird zur Fehlfunktion erklärt. Die Trauer ist nicht mehr der Modus der Bindung, sondern ein Symptom, das beseitigt werden muss, damit der Patient wieder funktioniert. Du darfst trauern, aber bitte in einer Form, die den Betrieb nicht stört. Was verloren geht, ist die Fähigkeit, die Trauer als das zu erkennen, was sie ist: die Fortsetzung der Liebe mit anderen Mitteln. Die alte Frau im Dorf trug den Schmerz in sich wie ein verborgenes Organ, ohne Phasen, ohne Therapie. Diese Form des Tragens ist dem modernen Menschen abhandengekommen. Er hat keine Gemeinschaft mehr, die die Tränen teilt, keinen Raum, in dem die Trauer atmen kann, ohne sich erklären zu müssen. Das Leben nach dem Verlust ist nicht das alte Leben minus den Verstorbenen. Man kann lernen, ohne ihn zu leben, aber man kann nicht lernen, so zu tun, als wäre er noch da. Genau das ver-

langt die Tyrannei der Positivität: dass du die Lücke schließt, den Verlust in ein Projekt verwandelst. Die Trauer, die sich verweigert, wird nicht als Rebellion verstanden, sondern als Versagen.

Und so stehen wir auf den Friedhöfen, lächeln, weil die anderen lächeln, und sagen nichts. Aber irgendwann, wenn die Stimmen schweigen, wird es still. Nicht die Stille der Betäubung, sondern eine andere Stille, eine, die schon da war, bevor die Stimmen anfangen. In dieser Stille sammelt sich all das, was du nicht sagen durftest: die Trauer, die Wut, die Klage. Sie sind noch da. Sie haben gewartet. Jetzt regen sie sich. Lass sie. Das ist der erste Schritt, der kein Schritt ist: nichts tun. Nicht verbessern, nicht bekämpfen. Einfach dasitzen und spüren, was da ist. Die Müdigkeit, die Traurigkeit, die Wut, sie sind der Teil von dir, den du weghaben wolltest, weil er nicht in die Welt der Positivität passt. Aber sie sind du. Sie sind der Beweis, dass die Tyrannei nicht alles von dir genommen hat. Die Stille nach dem Lärm ist der Ort, an dem du dich wiederfindest, nicht als die beste Version deiner selbst, sondern als das, was du bist, wenn du nichts mehr sein musst. Ein müdes Gesicht im Spiegel. Aber es ist dein Gesicht. Es gehört dir. Die Welt da draußen hat sich nicht verändert. Die Maschine läuft weiter. Die Tyrannei der Positivität hat nicht aufgegeben, sie ist nur für einen Moment verstummt, weil du zugehört hast. Aber du hast etwas gewonnen, das sie dir nicht mehr nehmen kann: Du weißt jetzt, dass die Stimme, die dir befiehlt, glücklich zu sein, nicht deine eigene ist. Du weißt, dass der Schmerz

keine Krankheit ist, sondern eine angemessene Reaktion auf eine kranke Welt. Du weißt, dass du das Recht hast zu klagen. Du weißt, dass du aussteigen kannst, nicht um anzukommen, sondern einfach, um zu stehen. Das ist nicht die große Befreiung. Es ist etwas viel Kleineres, aber es ist echt: ein Moment der Stille, in dem du nichts sein musst als das, was du bist. Ein Atemzug, der nicht optimiert ist. Die Tyrannei der Positivität hat dir eingeredet, dass du nur wertvoll bist, wenn du glücklich, optimiert, lächelnd bist. Aber die Stille sagt etwas anderes: Du bist wertvoll, weil du bist. Nicht weil du funktionierst. Sondern weil du atmest. Weil du lebst. Du sitzt. Es gibt keinen Bildschirm. Du atmest ein, du atmest aus. Es ist genug. Du bist genug, nicht weil du perfekt wärest, sondern weil du lebst.

EPILOG

Du hast sie durchschritten, Raum für Raum, vom donnern-den Maschinenkern der Akkumulation bis zur flüsternden Kammer der überforderten Familie. Du hast die fünf Roh-re gesehen, die von diesem Kern ausgehen, und du hast ihren Klang gehört, das Stampfen der Ökonomie, das hohle Echo der Politik, das Rauschen der Medien, das Sirren des Bildungssystems, das überlastete Fiepen der Familie. Du hast die Symbiose erkannt, die diese Rohre zu einem lückenlosen Netz verbindet, und du hast den digitalen Doppelgänger in deiner eigenen Tasche ertappt. Du bist weitergegangen, durch die große Galerie der Fresken, und du hast die Mythen betrachtet, die die Wände bemalen. Die Treppe des moralischen Fortschritts, die in den Himmel führt und im Nichts endet. Das Theater der Demokratie, dessen Fäden unsichtbar bleiben und dessen Stück immer dasselbe ist. Die Rolltreppe des sozialen Aufstiegs, die schneller nach unten fährt, als du nach oben gehen kannst. Die Kuppel der Wissenschaft, unter der das Wort WAHRHEIT flackert und die kleine Schrift darunter, Vorläufig. Unter Vorbehalt. Bis auf Weiteres, immer deutlicher hervortritt. Und zuletzt den Spiegel des persönlichen Fortschritts, der dir ein besseres Ich zeigte und zersplitterte, als du ihn berührtest. Du hast die Tyrannei der Positivität gehört, die dir befiehlt, glücklich zu sein, deinen Schmerz zu einer Krankheit zu erklären, dir die Klage zu verbieten, dir

die Dankbarkeit zu befehlen, dich auf das Laufband der Selbstoptimierung zu stellen und selbst am offenen Grab noch zu lächeln. Du hast ihre Stimmen vernommen, und du hast sie zum Schweigen gebracht, nicht durch einen lauten Schrei, sondern durch eine Stille, die du in dir selbst gefunden hast, unter dem Lärm.

Die Maschine ist vollständig. Du hast jeden Raum durchschritten, jedes Fresko betrachtet, jeden Befehl gehört und durchschaut. Du weißt jetzt, dass das Gefängnis kein Außen hat, dass seine Wände nicht aus Stein bestehen, sondern aus den Geschichten, die wir uns erzählen, aus den Institutionen, die diese Geschichten verwalten, und aus der Stimme in unserem eigenen Kopf, die sie immer wiederholt. Aber eine Frage ist offen geblieben. Sie hat dich begleitet, seit du den Maschinenraum betreten hast, seit du die ersten Einwände der Bequemlichkeit beiseitegeschoben und die schwere Tür hinter dir geschlossen hast. Es ist die Frage, die unter dem Lärm der Maschinen lag, unter den Farben der Fresken, unter den Befehlen der Positivität, die Frage, die du nicht stellen konntest, solange du damit beschäftigt warst, die Apparate zu verstehen. Die Frage lautet: Was machen diese Strukturen mit dir? Nicht mit dem abstrakten Menschen, nicht mit der Gesellschaft, nicht mit der Zivilisation, sondern mit dir, dem Einzelnen, der du morgens aufwachst und abends einschläfst und dazwischen ein Leben führst, von dem du spürst, dass es nicht deines ist? Was bedeuten die Mythen des Fortschritts für deine Angst vor dem Tod? Was bedeutet die Tyrannei der Positivität für

deine Fähigkeit zu lieben? Was bedeutet die Ablenkungsmaschine für dein Verständnis von dem, was du bist, ein Mensch, ein Selbst, eine Seele? Teil III wird diese Fragen stellen. Er wird die Maschine verlassen und sich dem zuwenden, was in ihrem Inneren geschieht, in den Seelen derer, die in ihr leben. Er wird den Tod betrachten, die letzte, unverfügbare Gewissheit, und die Liebe, die erhabenste aller Ablenkungen. Er wird die Frage nach der Menschlichkeit selbst stellen, und er wird keine Antworten geben, die trösten. Nur solche, die wahr sind. Die Tür zu Teil III steht offen. Du zögerst. Gehst du hindurch?